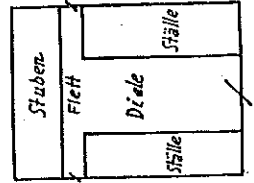


des Hauses selbst mit Sand angelegt. Noch heute wird bei der Errichtung von Zigarrenarbeiter-Wohnhäusern, die neben den Bauernhäusern entstehen, der Brunnens vom Bauherrn selbst gegraben. Ebenfalls unternimmt er selbst die Ausfachung des Bodens. Die ganze Bauzeit hindurch ist die eigene Familie, soweit sie besteht, wenigstens doch der Bauherr, mit eigener Hand mittätig. Und insofern auch der Angehörige dieser sozialen Schicht seinen Lebensunterhalt teils durch eigene Handarbeit bestreitet, wird auch er wie der eigentliche Bauer des Gebietes doppelt gebunden: durch das bewohnte eigene Haus und durch den selbstgebauten Acker.

Eine weitere Bedeutung des Hauses liegt darin, daß es den jetzt in ihm wohnenden Familienverband überdauert und so die Kontinuität des einzelnen Familiengeschlechts innerhalb des größeren Dorfvorbandes normalerweise über Generationen hin verbürgt. Die Tatsache, daß die Einzelbesitzung, auf die jeweils nächste Generation vererbt, in der Hand derselben Familie verbleibt, sichert andererseits der Dorfgemeinschaft eine gewisse Konstanz der zugehörigen Familien. Der Familienbestand der einzelnen Dörfer bleibt in unserem Gebiete insofern durch Neufiedlungen unbeeinträchtigt, als sich diese ja fast ausnahmslos aus den Familien des Ortes rekrutieren<sup>100</sup>. Die Wichtigkeit, die man diesem statischen Charakter beilegt, erkennt man bis in die Gegenwart. Denn auf eben jenes Fortbestehen eines Familiengeschlechtes zielt die zeichenhafte Gepflogenheit, einen Hof und seine Bewohner mit dem Namen des ursprünglichen Geschlechtes zu bezeichnen, auch wenn durch männliche Eingehirat oder durch Wiederheirat der Name des Besitzers mit dem des früheren nicht mehr identisch ist<sup>101</sup>.

Im Hinblick auf das Leben der Haus- bzw. Hofgemeinschaft in seiner ganzen Entfaltung gewinnt ein Raum des Hauses die größte Bedeutung: die Diele („de Däal“). Nur in den neuesten Häusern, in denen der landwirtschaftliche Betrieb sehr zusammengefaßt ist, fehlt dieser Raum und ist zu einem schmalen Flur geworden. Wichtige Situationen des Lebens, in denen wir unsere Leute im Rahmen der Hausgemeinschaft sehen, spielen sich auf der Diele ab.

Diese Diele ist Mittelpunkt des bäuerlichen Betriebes; bei großen Bauernhäusern breit und tief, bei Häusern kleineren Betriebes in den Maßstäben verkürzt, führt sie von der Stiebelseite her weit in das Lang-



<sup>100</sup> vgl. oben S. 12; S. 86, Fußnote 159; S. 121.  
<sup>101</sup> Dieser Brauch fehlt auch in der niederen Schicht nicht gänzlich.

jeweils mit als christlich fundierte Gesellschaftsformen zu erweisen — christlich im Sinne einer ganz bestimmten, eben jener historischen Ausprägung des Christentums, wie sie oben zu umschreiben versucht ist.

## II Die nordbravensbergische bäuerliche Gemeinschaftsgruppe in ihrer Sinnrichtung

Die Frage nach der Ethik unserer Gruppe zielt auf den Menschen als soziales Wesen, auf sein Vergesellschaftetein. Wir vermuteten das Verhalten der Angehörigen unserer Gruppe, abgesehen von den religiösen Antrieben, weitgehend durch die Art der Vergesellschaftung, durch einen besonderen sozialen Habitus bestimmt, den wir nach dem Vorgang von Tönnies mit „Gemeinschaft“ bezeichnet haben, und durch eine Art Durchleuchtung des gesamten Ensembles der gesellschaftlichen Verhältnisse sichtbar werden soll, läßt sich nur in zupäplicher Betrachtung und Deutung begreifen, indem die verschiedenen Lebenskreise, denen der einzelne zugehört, als „Gemeinschaften“ und als Träger eines bestimmten Ethos ermiesen werden. Wir schreiben dabei von dem einfachsten sozialen Gebilde der Hausgenossenschaft über den Nachbarnverband und den festen Arbeitskreis in Landwirtschaft und Tabakindustrie zur Gesamtgemeinde fort, um dann die Zusammenfassung der einzelnen Dorfgemeinden zur Kirchengemeinde aufzuzeigen. Jeder einzelne Gemeindegliedkreis ist Strukturrahmen für Prozesse bestimmten sozialen Geschehens und nicht nur ein nach Umfang kleinerer Teil des nächsten. Er hat seine eigene Sphäre und sein eigenes objektives Zentrum.

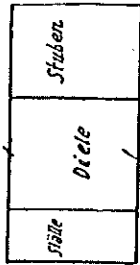
### 1. Die Hausgemeinschaft

Wichtigste Mitbedingung der Vergesellschaftungsart unserer Gruppe ist das Vorhandensein jeder Familie mit dem heimatlichen Raum durch den Besitz eigenen Grund und Bodens, der hier ausschließlich, dort zum Teil den Raum der Lebensarbeit bedeutet. Die Hausgenossenschaft der einzelnen Siedlung, die Haus- und Hofgemeinschaft, ist die Keimzelle bäuerlichen Gemeindegliedslebens überhaupt. Sie bestimmt in ihrer allseitigen Beschaffenheit die größeren Gemeinschaftskreise der Nachbarschaft und der Dorf- und Kirchengemeinschaft wie sie umgekehrt ihr Gepräge von der geistigen Struktur dieser Kreise aus erhält. Daher interessiert uns zunächst die Hausgemeinschaft und ihre Geistesart, wie sie sich sowohl in dem Fluß des Geschehens als in den kristallisierten Normen ihres Seins manifestiert.

#### a) Das Haus

Für die Hausgemeinschaft unseres Gebietes ist von großer Wichtigkeit, daß sich ihr Leben in einer eigenen, von der der nächsten Hausgenossenschaft abgeforderten Behausung ausbreitet. Fast jede Familie unserer Gruppe hat ein eigenes Bestitztum. Diesem Umstand verdankt die Hausgemeinschaft eine gesteigerte innere Festigkeit und Geschlossenheit. Mehr oder minder hat die Familie bei der Erbauung

haus ober lößt, namentlich in der unteren Bevölkerungsschicht, durch die ganze Breite des Quert Hauses („Swashius“). Sie ist Wirtschaftsstube



und Arbeitsraum größeren Stils. Alle Feldfrucht gelangt in den Erntezeiten über die Diele zu ihrem Vorratsort. Hier stehen in der Sommerzeit die hochbepackten Leiternwagen, von denen das Getreide Garbe um Garbe durch die Luke auf den geräumigen Boden befördert wird, von dem es zu gegebener Zeit wieder zurückwandert, damit es auf der Diele gedroschen wird. Hier liegen zur Rückwandert, damit es geernteten Kartoffeln, um nach ihrer Sortierung zum Händler oder in den eigenen Vorratskeller geschafft zu werden. Im Winter wird hier geschlichtet. Hier wird das Viehfutter zubereitet, Grünfutter und Häcksel geschnitten, hier füttert die Bäuerin das Geflügel. So findet der Eintretende auf der Diele fast immer Sanftmütziges. Was ferner an größeren Wirtschaftsgeschäften nicht in einem besonderen Schuppen steht, hat seinen Platz auf der Diele. Hier stehen Rehmühle und Drescher, der ein größerer Bauer selbst besitzt. Hier steht der Mörtel zum Kochen des Viehfutters und die Säckselmaschine. Hier hängt an der Seite das Geschirr der Pferde oder Rühle. Auch die Legekästchen der Sühner sind hier angebracht. Die Bauernsöhne haben unter den Bohlen des Balkenbodens neben den Schwalbennestern ihre Laubenschläge. Das Fleck dient als Rühle. Hier steht der Herd, hier stehen Schränke, hängt Küchengefähr, hängt unter der Decke der Fleischvorrat, falls nicht eine besondere Räucherammer eingerichtet ist. Ist das Fleck noch nicht abgetrennt, so befinden sich auf der Diele zu Zeiten Menschen und Vieh noch in einem Raum, wenn etwa im Sommer oben vor den Stuben die Tischgesellschaft sitzt, an der Seite die Pferde und Rühle ihre Köpfe durch die Stricken stecken und unten vor der großen Tür die Sühner gackern.

Der größte und durch die Architektur am meisten betonte Raum des bäuerlichen Hauses gehört der Wirtschaft und der Arbeit! Genetisch der ursprünglichsten Raum des Niedersächsischen Hauses, hat sich die Diele im Laufe der Zeiten trotz mannigfacher Umgestaltung, die noch nicht abgeschlossener sein mag, von Kulturstufe zu Kulturstufe bis in die Gegenwart hinein behauptet. Das neueste im Bau befindliche Bauernhaus hat noch die nämliche große Diele wie das älteste Bauernhaus<sup>111</sup>. Diese im Wandel der Zeiten stets wiederholte Raumaufteilung unseres Bauernhauses offenbart inniges Verwachsen der Diele mit seiner Arbeit und seinem Schaffen. Die Bedeutung der Diele für die Hausgemeinschaft ist jedoch damit nicht erschöpft. Sie ist der Raum für

<sup>111</sup> Nur die Häuser, die sich neuerdings solche Zigarrenarbeiter erbauen, deren landwirtschaftlicher Betrieb sehr klein ist und denen industrielle Heimarbeit sich in der Stube abspielt, entbehren sie.

jedliche größere Art häuslicher Geselligkeit. Grundliches Aufräumen und Rehren, höchstens noch das Anbringen von Grün genügen, um die Diele zum Festsaal zu wandeln, in dem bei Hochzeiten, früher auch bei größer angelegten Kindtaufen, die lange Festtafel steht. Nach dem Abendessen wird hier getanzt, falls es der Jugend bei solcher Gelegenheit gestattet wird. Auch bei den winterlichen Zusammenkünften der „Spinnstuben“<sup>112</sup> spielt die Diele eine Rolle. Sonntags hient sie den Kindern bei schlechtem Wetter als Spielraum. Nach einer Beerndigung trinken hier an einer Tafel die Nachbarn und Verwandten Kaffee. Über den Kreis häuslicher Feiern hinaus liefert eine Diele oft auch noch den Raum für die Weihnachtsfeier oder eine sonstige Veranstaltung der kirchlichen Vereine. Bei Missionen versammeln sich außerdem auf einer der geräumigsten Dielen des Ortes die Teilnehmer zum Kaffeetrinken. Aber auch zu ernstlicher Feier der Hausgemeinschaft findet man sich auf der Diele zusammen. Wenn ein Glied des Hauses zwischen den beiden an der Seite der Diele herabhängenden weißen Linnenhängern<sup>113</sup> zur Lotenfeier aufgebahrt liegt, der ernste Choral durch den Raum hallt und die Trauergemeinde sich um ein Bibelwort des Geistlichen sammelt, dann wird die Diele zum Kultraum<sup>114</sup>. Denn Lotenfeier bedeutet unsern Leuten in erster Linie Stunde der religiösen Besinnung.

Diese mannigfache Funktion der Diele erweist ihre große Bedeutung für das Leben der Hausgenossenschaft. Arbeitsraum, Gerätekammer, Fest- und Spielplatz, Versammlungsraum religiöser Gemeinschaft — alles das erfüllt dieser eine Raum des Hauses. Ebenso greift auch in der Weltanschauung unserer Leute in der Tat der Ernst der Arbeit, die wenn auch sehr gedämpfte Freude der Geselligkeit und die religiöse Andacht ineinander und hat gegenfeitigen lebendigen Bezug. Dafür ist die Diele Symbol<sup>115</sup>.

Neben der Bedeutung, die das Haus für die Hausgenossenschaft hat, interessiert uns in unserem Zusammenhang weiter die Frage, was Bauart und Bauformen verraten von dem Geist dörflicher sozialer Gebundenheit. Da die Häuser in unseren Dörfern zu ganz verschiedenen Zeiten entstanden sind und dazu in ihrem Bau, wenigstens doch schon in den Ausmaßen, durch die jeweilige soziale Stellung der Erbauer bedingt

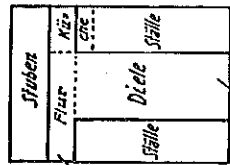
<sup>112</sup> s. unten S. 129.

<sup>113</sup> Dieser Brauch ist noch lebendig. Eine andere Bedeutung als die eines Dekorationsmittels haben die Tücher heute in unserer Gegend nicht. Daß durch Aufhängen der Tücher Weister verschleucht werden, glaubt bei uns kein Mensch. Daran wollen selbst ältteste Leute nie etwas gehört haben.

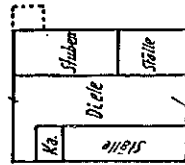
<sup>114</sup> Ich erinnere daran, daß in der Erweckungszeit auch Bibelfunden auf Bauerndielen stattfanden, und daß während des Gesangbuchsitzens einige Zeit der sonntägliche Gottesdienst der Opponenten auf einer Diele in Lenzern stattfand.

<sup>115</sup> Es mag hier erwähnt werden, daß die große Bedeutung, die die Diele für das Gemeinschaftsleben in bäuerlicher Welt hat, in einer frühigen Beschreibung des Organs der ehemaliger, meist aus bäuerlichen Kreisen stammenden Schüler des Volkshochschulheims „Lindenhof“ in Bethel bei Bielefeld als „Lindenhofseele“ Beachtung gefunden hat.

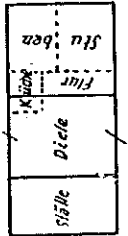
sind, so ist eine völlige Gleichheit der Bauten natürlich ausgeschlossen. Dennoch ergeben sich eine Anzahl von prinzipiellen Übereinstimmungen in der Bauart der Häuser unserer Dörfschaften. Daß die ältesten Häuser in Fachwerk, die neueren etwa seit der Jahrhundertwende in Ziegelbau aufgeführt sind, ist nebenjächlich. Über ein Haus, das heute gebaut wird und vorwiegend der Landwirttschaft dienen soll, zeigt denselben Grundriß und dieselbe Aufteilung wie die älteren Bauernhäuser. Eine Neuerung im alten Bauernhaus, die auch in den Häusern der unteren Schicht Eingang gefunden hat, nimmt das neuerbaute allerdings grundsätzlich von vornherein auf: den Flur, der nichts anderes ist, als das von der Diele abgegliederte Klett. Diese Abgliederung setzte in unserer Gegend kurz vor dem Kriege ein, indem man durch eine Holzwand mit einer großen, mit Glasfenstern versehenen Flügel-tür das Klett von der Diele abtrennte, es mit bunten Steinen auslegte, die eine Seite, die früher als Küche gedient hatte, als Zimmer einrichtete und so Flur und Küche gewann.



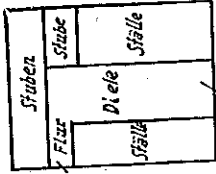
Diese Umgestaltung ist noch nicht in allen Bauernhäusern durchgeführt. In den Häusern der Zigarrenarbeiter und Kuhbauern dagegen hatte der Flur schon vereinzelt vorher Eingang gefunden. Ältere Zigarrenarbeiterhäuser zeigen meist noch den Grundriß des Kuhbauernhauses oder des bäuerlichen Rittershauses.



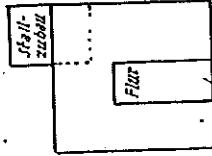
Dann aber entsteht durch Anlegung eines Flurs ein neuer Typ: man baut ein Querhaus und legt den Flur parallel der Diele.



Oft aber auch handelt es sich um eine Wiederholung des Bauernhauses in verkleinertem Maßstabe.



Diese wenigen Haustypen, namentlich der Typ des Querhauses, sind weit verbreitet. Erst in allerjüngster Zeit haben Zigarrenarbeiter, die nur wenig Land besitzen, die Diele als Flur ausbauen lassen. Das Vieh befindet sich dann in einem kleinen Anbau.



Wichtig ist, daß dieser Typ in derselben Raumaufteilung von Zigarrenarbeitern in gleichen wirtschaftlichen Verhältnissen genau wiederholt wird. Von diesen letzten wenigen Ausnahmen abgesehen, ist eins allen Häusern gemeinsam, daß ein spitzwinkliges Dach, das sich über dem Erdgeschoß erhebt, unter sich Menschen, Vieh und Feldfrucht gemeinsam einschließt.

Die Betrachtung der in unserem Gebiet vorkommenden verschiedenen Hausformen ergibt also, daß sich innerhalb der Dorf-gemeinde eine große Angleichung in der Bauart zeigt. Einige wenige Typen werden stets wiederholt. Man baut, und das ist das Wichtigste, nicht nach einem individuellen Plan, sondern richtet sich nach dem zur Zeit in gleichen sozialen Verhältnissen üblichen Typ. Neuerungen werden nach einem Muster vorgenommen. Als solches dient meistens die erste solcher Neuerungen im Dorf. Interessant ist z. B. augenblicklich zu beobachten, wie ein mehrwinkliger Stubenausbau rasche Nachahmung findet. Man wünscht sein Haus so, wie es der Nachbar, ein Verwandter oder irgendeiner der sozial Gleichstehenden innerhalb der Dorfgemeinde gerade baut oder gebaut hat und bekümmert damit keine große Abhängigkeit von dem größeren sozialen Verband.

Der großen Bedeutung entsprechend, die das Haus für die Hausgemeinschaft und weiter für den dörflichen Verband hat, ist das höchste in einem neuen Hauses bis heute ein Tag besonderer Feier gewesen. Das 'Nichtfest' („Hausbirtge“) ist einmal ein fröhlicher

Sag für die Bauleute, die Maurer und Zimmerleute, die mit ihrem Baumeister demselben Ort, wenigstens derselben Kirchengemeinde, entstammen. Ihnen gegenüber hat sich der Bauherr erkenntlich zu zeigen, wenn am großen bunte Tischentuch gut verkeilt dastehen. Seber bekommt Zimmermeister oder sein Sohn hält oben im „Sahnerholz“, wo man eine mit Buntpapier geschnürte Laubkrone angebracht hat, eine Rede, in der er allen Helfern dankt und Gott um ferneren Beistand bittet. Der Redner erhält in der Regel im Schnapsglas oder aber in ein Tischentuch geknotet ein Geldstück. Besonders aber ist die „Sussbürrige“ für die Familie, für alle Verwandten und Nachbarn ein freudiges Ereignis. Von den Nachbarmädchen wird die Krone gewonnen, die eins von ihnen auf das Gerüst zu bringen hat; ein Brauch, durch den der Nachbarnverband seine Anteilnahme bekundet. Alle stehen unten am Bau und lauschen der Rede, die auf das Kommando: Musik! von dem „Hilfshilf“, dem „Rabellen-schloar“, jenen rhytmischen Hammer-schlägen auf einen Balken, und durch Juchzer der Bauleute unterbrochen wird. Nach der Rede gibt es zu essen und zu trinken. Im Frühjohmer 1929 zählte eine solche Gesellschaft bei einem Richtfest in Bergern sogar 50 Personen.

Wenn auch einzelne Sätze dieses Brauchs verloren zu gehen scheinen, wie etwa die Gabe des großen bunten Tischentuches oder des Geldstückes im vollen Schnapsglas, so hat sich sein tiefer Sinn dennoch in voller Gültigkeit erhalten: die Bauleute — meist Leute des Ortes —, Verwandte, oft aus Nachbargemeinden hergekommen, und Nachbarn feiern mit den zukünftigen Hausbewohnern gemeinsam das für sie wichtige Ereignis der Errichtung eines neuen Hauses. Durch das „Hilfshilf“ aber wird sogar das ganze Dorf mitengagiert, jeder weiß, wo man jetzt ein Haus richtet und mer es ist, der es bemöhen wird, die Hausrichtung ist Gesprächsgegenstand des ganzen Dorfes. — Wie man in der Richtstede nicht vergißt, Gott zum Schutze des Hauses anzurufen, so ist auch der Brauch noch nicht ganz ausgefallen, Sonntags durch den Pfarrer die Gemeinde um Fürbitte für ein neu-erbautes Haus bitten zu lassen.

Den Geist sozialer Bindung und religiösdurchwirkten Lebens be- weisen auch die Hausinschriften, der häusliche Bildschmuck und der Bauerngarten. Wie bei den Hausformen, so zeigt sich auch bei den Hausinschriften die Wiederkehr bestimmter Sprüche. Man schieute sich nicht, den Spruch des Nachbarn oder irgendeines anderen im Dorfe zu nehmen. Vielmehr erfreuen sich bestimmte Sprüche allgemeiner Beliebtheit. Es erscheint mir auch kein Zufall, daß sich in sämtlichen Ortsteilen unseres Gebietes kaum ein Spruch findet, der nicht ausgeprägt religiös ist, wenn es sich nicht gar um eine wörtliche Entnahme der Bibel oder des Gesangbuches handelt. Diese Hausinschriften auf Türbalken, Giebelbrettern und Querbalken über den

<sup>116</sup> Das trifft für andere Siedlungsgruppen durchaus nicht immer zu. Die Klasse der Profanprüche ist sehr groß. vgl. Werner-Mag Schäfer, Hausinschriften und Hausprüche, Greifsw. Diss. 1920 (Beil. Bl. XIX/1920, S. 1 ff.).

Kenntern der Stuben und Kammern reden vom gerechten Gott und seinem Gesetz, der Sioh und Abraham reich segnen konnte, die Wöfen aber ausrötet und den Fluchenden auf der Stelle straft, sie sprechen von Christus und Golgatha, von der Eitelkeit und der Vergänglichkeit alles Irdischen, von einem besseren Jenseits, von Sünde und Tod. Damit sind die wichtigsten Glaubenssätze bäuerlichen Christentums zum Ausdruck gebracht.

Der Geist sozialer und religiöser Gebundenheit unserer Gruppe erweist sich auch in dem Bildschmuck, der in ihren Häusern anzutreffen ist. Wer mit künstlerisch vermögntem Auge in eine der Stuben unserer Häuser tritt und nur sein ästhetisches Empfinden sprechen läßt, wird es nicht Schmuok nennen, was dort an Bildern hängt. Denn es ist in erster Linie der Gegenstand, der Gehalt des Bildes, nach dem der Bauer auswählt. Im übrigen zeigt die Über-einstimmung des Bildschmucks in den einzelnen Häusern des Dorfes, wie sehr er in innigem Verbande mit seinen Dorfgemeissen steht. Eine Erhebung in den Häusern unseres Gebietes zeigt nämlich zunächst eine überrraschende Übereinstimmung des Bildschmucks. Er läßt sich auf einige wenige Bildarten zurückführen, und innerhalb dieser Arten sind es die gleichen Bilder, die in fast allen Stuben und Kammern hängen. Diese Bildarten sind: eingerahmte Konfirmationscheine, eingerahmte Kränze mit den Namen, dem Geburts- und Todestag, sowie dem Leichentage von Verstorbenen, bildliche Darstellungen aus der biblischen Geschichte, Sprüche, meist aus der Bibel, und Photographien, nämlich Soldatenbilder, das Bild des Pfarrers und der Kirche, Gruppenbilder der Familie oder Verwandter, etwa bei der Hochzeit aufgenommen, und Schulklassenbilder. Darstellungen von Landschaften sind sehr selten. Die eigentlichen Bilder, Illustrationen zur biblischen Geschichte, sind einfache Drucke und zeigen meist eine Begebenheit aus dem Leben Jesu. Eins der häufigsten Bilder zeigt Jesus mit der Dornenkrone. Aber auch zur Weihnachtsgeschichte, zur Auf-erhebung Jesu, zur Himmelfahrt, zur Hochzeit zu Kana, zum Sturm auf dem Meere findet man Illustrationen. Auch Jakobs Traum von der Himmelsleiter und Elias Himmelfahrt oder den sinkenden Petrus findet man dargestellt. Unter den Sprüchen sind Bibelprüche die häufigsten: „Befiehl dem Herrn deine Wege“; „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir“; „Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er forget für euch“ u. a. Ober aber es sind Verse, die ein friedliches Hausleben preisen. Sehr häufig findet sich der „göttliche Haussegner“:

Wo Glaube, da Siebe,  
Wo Siebe, da Friede,  
Wo Friede, da Segen,  
Wo Segen, da Gott,  
Wo Gott, keine Not.

Die Sprüche sind meist mit farbigen Rosen verziert.

Früher legte auch die Anordnung der Bilder, die aber immer mehr aufgegeben wird, bereites Zeugnis ab von einer aus dem

Gruppeneist geborenen Einheitslichkeit. Man hatte eine Hauptbildwand, an der die Bilder in mehreren Reihen ohne Zwischenraum von oben bis zur halben Höhe der Wand untereinander hingen. Andere brachte man über den Türen an. Diese Anordnung findet sich zwar noch heute. Eine ganze Anzahl von Stuben weisen noch heute 10, 15 bis 27 Bilder auf. Von jenen 27 hängen allein 17 an einer Wand. Zimmerhän oder wird diese Anordnungsart seltener, und es ist interessant, wie der Kulturwandel sich sehr bald in solch äußerlichen Geprägenheiten wie in dem Anordnungsprinzip des Zimmerschmucks, das eben heute schon individuell verschieden ist, anzeigt.

In dem Brauch, eingerahmte Konfirmationscheine als Wandbilder aufzuhängen, findet die kirchengemeinschaftliche Bindung ihren Niederschlag. Man achtet die Konfirmationscheine als wichtige Kunden und bringt sie daher unter Glas und Rahmen. Oft hängen sechs und mehr Konfirmationscheine nebeneinander. Auch das Bild des früheren Pfarrers und der Kirche hängt in vielen Häusern. Und als vor kurzem ein neues Bild der Kirche mit dem des jetzigen Pfarrers angefertigt wurde, ist es wieder von einer großen Anzahl von Familien gekauft. Die Sprüche und namentlich die Bildbrüche sind als Geschenke des Pfarrers an Mitglieder der kirchlichen Vereine oder auch durch umherziehende Händler in die Häuser gelangt. Aber bei einem solchen Kauf zeigt sich gerade die gegenseitige Abhängigkeit im Ort: man fragt, welches Bild der Nachbar gewählt hat. Wenn ein solcher Händler erst einige Familiennamen des Ortes in sein Besteck eingetragen hat, und der Kauf beim Nachbar etwa noch durch das mitgelassene Nachbarkind bestätigt wird, ist ihm ein weiteres Geschäft ziemlich sicher. Allerdings, die Wahl des ersten Käufers hängt von seiner inneren Bereitschaft für den dargestellten Gegenstand ab. Und so sind denn die Bilder in den Häusern unserer Gruppe hauptsächlich ihres Gehaltes doch auch ein Spiegel ihrer Weltanschauung, insofern das gekauft wird, was der Anschauung dieser Gruppe gemäß ist. Nur das G e g e n s t ä n d l i c h e des Bildes ist ausschlaggebend. Die Aufzählung der Bildarten hat gezeigt, wie auch hier das Religiöse dominiert. Schöne Bilder sind religiöse Bilder. Eine Aktstudie oder eine Venus wäre nicht nur schamlos, sondern auch kurzweilig, schwerig denn schon. Und wenn man etwa zur Hochzeit ein Bild schenkt, so kauft man ein Bild religiösen Inhalts oder einen „schönen Spruch“, d. h. einen Bibelspruch oder irgendeinen sonstigen religiösen Vers.

Die übrigen Bilder, meist Photographien, halten Ereignisse der Hausgenossenschaft oder das Bildnis eines Gliedes der Haus- und Sippengemeinschaft fest. Sie sind viel mehr „Andenken“ als Schmuck, und der dargestellte Gegenstand interessiert mehr als die äußere Form. Die eigenartige Sitte, das Andenken eines Toten durch eingerahmten Kranz mit dem Leichentert oder durch die Photographie des im Grabe Aufgebahrten zu ehren, wird auf demselben Hintergrund verständig wie die Hausinschrift „Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, daß wir klug werden“. Die Erinnerung an den Tod wird nicht

als etwas Peinliches, sondern als Selbstverständliches empfunden; man ist in jungen und rüstigen Jahren zwar nicht ganz ohne Gurcht vor ihm, aber jederzeit auf sein Kommen gefaßt<sup>117</sup>. Auch an den Wildern der elterlichen Stube wächst der junge bäuerliche Mensch mit hinein in die Anschauungsmelt seiner Väter.

Von dem objektivierten Gemeinschaftsinn unserer Leute gibt ein weiteres Beispiel der Bauerngarten. Es ist hier der kleine Blumengarten („Blöm'ngarrn“) gemeint, der sich bei fast allen Häusern findet und gern an der Siebelseite der Stuben („bohen de Stoben“) angelegt ist. Eine bestimmte Anzahl von Blumenarten kehrt in den Gärten aller vier Ortsteilen wieder. Schneeglöckchen, Narzissen, Marienträubchen, Schilfblumen (auch Tabaksblumen genannt), Stiefmütterchen, Veilchen, Nelken, Rosen und Bergfäßmeinnicht, auch wohl Lilien, Asten und Tulpen neben Stachelbeere- und Johannisbeerräucher, Flieder und Buchsbaum, wohlriechendem Balsam und Pfefferminze findet man überall in den Gärten, sie werden gegenseitig im Dorf ausgetauscht. Dieser Austausch, der sich übrigens auch auf Nutzpflanzen und Topfpflanzen der Stube erstreckt, vollzieht sich vor allem bei Gelegenheiten der Grabbeplanung. Frauen, die gleichzeitig auf dem Friedhofe zu tun haben, tauschen unter sich Blumen aus. Das führt uns auf die wichtige p r a k t i s c h e Bedeutung des bäuerlichen Hausgartens, der mit seinen Blumen und Sträuchern den Schmuck der Familiengäber liefert<sup>118</sup>. Nur selten werden Blumen vom Gärtner geholt. Darum ist der Blumen schmuck des Friedhofs jeweils derselbe wie der der Hausgärten. Auf den p r a k t i s c h e n Wert des Bauerngartens deuten ferner die Nutzpflanzen und wohlriechenden Kräuter; auch Suppenkräuter sehen im „Blöm'ngarrn“. Der Buchsbaum liefert die Zweige für Kränze bei den verschiedensten Gelegenheiten, Balsam und Pfefferminze werden als Leckkräuter getrocknet. Frauen nehmen auch wohl ein Blatt im Gesangbuch mit zur Kirche.

#### b) Die Tischgemeinschaft

Für die dörfliche Hausgemeinschaft ist der Tisch von geradezu symbolischer Bedeutung, da sich hier alle Hausbewohner zu gemeinsamem Mahl zusammenfinden. Denn auch in den Häusern, in denen die Hausgenossenschaft nicht nur aus der eigenen Familie besteht, sondern durch Gesinde, Knechte und Mägde erweitert ist, sammelt man sich zu den Mahlzeiten um einen Tisch<sup>119</sup>. Daß hier und da alte Leute, der Großvater oder die Großmutter, an ihrem Sitzplatz hinter

<sup>117</sup> vgl. unten S. 81.

<sup>118</sup> In diesem Zusammenhang sei an die Bedeutung des Bauerngartens in katholischen Gegenden für die kirchlichen Feste erinnert. Hier bestimmt auch der kirchliche Schmuck die Auswahl der Blumen nach ihrer symbolischen Bedeutung; s. J. Schwietering a. a. O., S. 758 ff.

<sup>119</sup> Eine Ausnahme bilden ein paar Beamten- und Geschäftshäuser, die aber auch in anderer Beziehung mit ihrem Hausleben aus dem Rahmen der Dorfgemeinschaft herausfallen.  
Sagemann, Bäuerliche Gemeinschaftskultur in Nordbrandenburg. 5

dem Ofen einen besondern kleinen Tisch bekommen haben, an dem sie ihr Mahl einnehmen, geschieht nur, um es ihnen bequemer zu machen, oder aber mit Rücksicht auf eine andere, ihnen leichter bekömmliche Kost. Alle, die zu gemeinsamer Arbeit tätig sind, Herr und Knecht, Frau und Magd, essen auch Seite an Seite dieselbe Kost. In der Erntezeit oder an sonstigen arbeitsreichen Tagen erweitert sich die Tischgesellschaft in den Bauernhäusern noch um die Feuerlinge und Arbeitsleute. Wenn dann der Tisch für die kleineren Kinder des Hauses nicht mehr reicht — auch die Hausfrau bleibt wohl zurück —, so nimmt doch der Kreis derer, die gemeinsam gearbeitet haben, das Mahl gemeinsam ein und ist gleiche Kost.

In allen Häusern sammelt man sich um den Tisch in einer bestimmten Ordnung. Den Vorstoß führt der Hausherr. Er sitzt an dem einen Ende der Tafel. In alten Bauernhäusern befindet sich hinter ihm in der Wand der Brotschrank. Der Hausherr schneidet das Brot. Doch überläßt er es oft auch dem Knecht, der ihm zur Seite auf der an der Wand stehenden Bank sitzt. Diesen Platz des Knechtes nimmt in anderen Fällen der Sohn des Hauses ein, selbst wenn er schon Frau und Kind hat, falls der alte Bauer noch selbst rüstig ist und noch nicht „oberloaten häß“ (den Hof dem Sohne gerichtlich vermachte hat). Seitener sitzen Großvater und Vater gegenüber. Der „junge Kerl“, wie der verheiratete Erbe bezeichnet wird, rückt unter Umständen noch einen Platz tiefer, wenn etwa noch ein Bruder des Vaters, „Bedder“ genannt, im Hause ist. Das kam häufig vor, als amerikamüde Auswanderer am Ende des vorigen Jahrhunderts wieder in ihre Heimat zurückkehrten und nun als Junggesellen auf dem Hofe weiterlebten. Noch heute gibt es bei uns solche „Amerikaner“. Auf der Bank sitzen auch die Kinder. Zur anderen Seite des Hausherrn, meist links, sitzt die Hausfrau. Ihr zur Seite nehmen größere Mädchen des Hauses oder die Magd ihren Platz. Ein Arbeitsmann, etwa der Feuerling, kommt zwischen Hausherrn und Hausfrau zu sitzen, auch ein zu Besuch Weilandler nimmt diesen Platz ein. Ist eine größere Anzahl von Arbeitsleuten da, so wartet die Frau des Hauses meistens auf, der älteste der Arbeitsleute sitzt dann neben dem Hausherrn, die übrigen folgen ihm nach dem Alter ihrer Zugehörigkeit als Arbeitsleute des Hofes. Diese Arbeiter sind neben den Feuerlingen kleinere Leute des Ortes, die für die Pferde-Beackung ihres Landes „ihrem“ Bauern in Erntezeiten und bei sonstigen arbeitsreichen Gelegenheiten helfen<sup>120</sup>. Die Tischordnung in den Häusern der unteren Schicht erweist sich im Prinzip als dieselbe. Auch hier sitzt der Hausherr am Tischende, auch hier steht die Bank, auf der die Kinder sitzen, auch hier bekommt der Nachbar oder sonst einer, der als Arbeits Helfer gerade da ist, seinen Platz neben dem Hausherrn. Hier wie dort ist man kaum noch zu Mittag, wohl aber abends meist aus einer Schüssel, manchmal sogar bei einer ziemlich großen Kopfangahl.

Das gemeinsame Mahl der Hausgenossenschaft entbehrt nicht der Feierlichkeit, die ihm vor allen Dingen das Tischgebet zu Anfang und

<sup>120</sup> vgl. unten S. 78.

am Ende der Mahlzeit verleiht. Die Sitte des Tischgebets wird in unserem Gebiet streng innegehalten, und oft wird ein Kind, das etwa vorzeitig zum Tische greift, ermahnt: „Sä' woi oll be'et?“ (Haben wir schon gebetet?). Das Tischgebet spricht der Hausvater oder die Mutter, auch wohl ein Kind; dennoch wird es als eigentliche Aufgabe des Hausherrn empfunden, weil es seine Pflicht ist, für die Führung eines „christlichen Hausstandes“ zu sorgen, wie es der Katechismus vor-schreibt. Sind Fremde zu Tisch, übernimmt denn auch meist immer der Vater das Amt des Vaters<sup>121</sup>. Das Gebete wird nicht dazu auf-gefordert. Die Gebete werden nicht immer förmlich gesprochen, wohl aber mit dem einem Einheimischen wohlbekannten Akzent einer ernstlichen Angelegenheit. Wenn etwa ein Kind den Vers allzu sehr leiert, mahnt man es zur Andacht.

Gast in allen Häusern, durchweg in den Neufiedlungen der unteren Schicht, wird heute vor Tisch gebetet:

Komm, Herr-Jesus, sei unser Gast,  
Und segne, was Du uns bescheret hast.

und nach Tisch:

Danket dem Herrn, denn er ist freundlich  
und seine Güte währet ewiglich.

Beide Gebete werden um denselben Zusatz verlängert:

Süß, Gott, allezeit,  
Nach uns bereit,  
Zu der ewigen Freude und Seligkeit.

Das Dankgebet wechselt in seinem ersten Teil auch oft ab mit folgendem:

Wir danken Dir, Herr Jesus Christ,  
Dass Du unser Gast gewesen bist.  
Bleib Du bei uns, so hats nicht Not,  
Du bist das rechte Lebensbrot.

Älter und in eigentlichen Bauernhäusern noch üblich sind Gebete wie:

Diese Speise segne uns, Gott Vater,  
Gott Sohn und Heiliger Geist<sup>122</sup>.

Speise Vater, Deine Kinder,  
Tröste die betäubten Sünder,  
Sprich den Segen zu den Gaben,  
Die wir jetzt hier vor uns haben,  
Dass sie uns in diesem Leben  
Stärke, Kraft und Nahrung geben,  
Bis wir endlich mit den Frommen  
Zu der Himmelreichheit kommen<sup>123</sup>.

Großer Gott, für diese Speise  
Segen mir Dir Lob und Dank,

<sup>121</sup> vgl. unten S. 88, 94. <sup>122</sup> f. oben S. 38.

<sup>123</sup> f. oben S. 38.

wie das früher häufiger bei alleinstehenden, von der Bauerschaft zu unterhaltenden Junggesellen der Fall war, bekäme alle Tage daselbe vorgelegt. Diese Beschränkung ist selbstverständlich wirtschaftlich begründet. Aber auch die Art der Zubereitung ist in allen Häusern die gleiche. Sie ist sittemäßig gebunden. Eine Anzahl von Gerichten steht seit langem in der Zubereitungsart fest. Rezepte etwaiger Neuerungen werden untereinander ausgetauscht. Die sittemäßige Bindung und die allgemeine Angleichung bei Neuerungen zeigt sich vor allem bei dem Sonntags- und Festessen. Früher gab es in fast allen Häusern Sonntags "Schabestiel": geschabte grüne Bohnen zu Kartoffeln, Speck und Wurst. Sollte man etwas Besonderes tun, so darf man in den kochenden Bohnentopf ein kupfernes Zweipfennigstück, damit die Bohnen recht schön giftgrün ausfallen, und kochte als Nachspeise "dicken Reis", Milchreis mit Zucker und Zimt. Das war das Sonntagessen, das heute schon vielfach durch städtische Gerichte ersetzt wird. Früher war "Schabestiel" auch das Essen bei Hochzeiten und anderen Festlichkeiten<sup>126</sup>. Als Festessen ist dieses Gericht um die Jahrhundertwende verdrängt. Hielt man sich nicht an das neueste Festessenrezept, so könnte es ungünstig ausgelegt werden; man will nicht, daß "die Leute darüber reden". Man feiert und kocht, wie es üblich ist im Dorf und fühlt sich dem Gatten verpflichtet. Selbst hier zeigt sich die starke Geltungskraft der sozialen Bindung. Soziale Unterschiede innerhalb des Dorfes wirken sich hier heute kaum aus. Wenn in den letzten Jahren Karfreitags in vielen Häusern Fleisch gegessen wird, so ist das lediglich der Mühsigkeit eines Geschäftsmannes zuzuschreiben. Wenn man auch sagt: "De stillen freedag slaich ätt, denn steekt'n ganzen Sommer de Müggen!" (Wer am Karfreitag Fleisch ist, den stechen den ganzen Sommer die Mücken!), so ist das eine scherzhafte Redensart, alle aßen nachweislich seit vielen Generationen am Karfreitag Fleisch. Ob sich jene Redensart aus katholischer Zeit erhalten hat oder von auswärts in das Gebiet hineingetragen ist, bleibt fraglich.

Bevor wir den Tischkreis verlassen, sei noch ein Wort gesagt über die bäuerliche Familie, über die Stellung des Gesindes, der Heuerlinge und Arbeitsleute innerhalb der bäuerlichen Hausgemeinschaft und damit etwas über bäuerliche Anschauung von sozialer Schichtung überhaupt. Die Sechshaftigkeit bringt es mit sich, daß auf dem bürgerlichen Anwesen neben den zwei Generationen, Eltern und Kindern, noch eine dritte, Großvater und Großmutter, lebt. Wie erwähnt, gestellt sich unter Umständen noch ein unverheirateter Onkel oder eine Tante hinzu. Im allgemeinen erlebt jeder Besitzer eines Anwesens diese drei Generationen in seinem Haus, und zwar lebt die älteste der drei Generationen mit der jüngeren in demselben Haushalt. Eine

<sup>126</sup> Es wurde in einem großen Topf gekocht, den man sich im Dorf lieh und deren es 3. B. in Schnathorst nur zwei gab. Von den Gästen mußte ein Tischmesser als Beiseck mitgebracht werden. Meist war aber nur eins in einer Familie, das dann reihum ging. Man aß mit dem Köffel.

Deine Güte woll'n mir preisen  
 Setzt uns unter Leben lang.  
 Laß die Speis' uns wohl gedeihen,  
 Schick uns Deinen Segen zu,  
 Laß uns endlich mit Dir erfreuen  
 In dem schönen Himmelreich.

Der Name des Herrn sei gelobt und gebenedeit  
 Von nun an bis in Ewigkeit<sup>124</sup>.

Alle Augen warten auf Dich, Herr,  
 Und Du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit.  
 Du tußt Deine milde Hand auf  
 Und sättigst alles, was lebet, mit Wohlgefallen.

Wenn Gebete auch im großen und ganzen konstant bleiben, so werden doch auch sie, wie alles literarische Gut im Volk, zerbrochen, variiert und aus verschiedenen Bestandteilen neu zusammengesetzt, Tischgebete um so eher, als sie nicht der Kontrolle und Korrektur des kirchlichen Gottesdienstes unterliegen<sup>125</sup>. So sind denn auch bei den genannten Gebeten etliche, wenn auch geringfügige Varianten zu verzeichnen. Man betet etwa in dem Gebet: "Wir danken dir, Herr Jesus Christus" statt: "das rechte Lebensbrot" auch: "das wahre Lebensbrot"; oder in dem Gebet "Speise, Vater, deine Kinder" statt: "... daß sie uns in diesem Leben ...". "Laß sie uns in diesem Leben ...". "die wir jetzt vor uns haben" statt: "... die wir jetzt hier vor uns haben ...", und: "Himmelstafel" statt: "Himmelsmahlzeit". Neben: "... diese Speise segne uns, Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist" hört man auch: "Gott Vater, Gott Sohn und Heiliger Geist". Auch erweitert man in "Hilf, Gott, allezeit" die Worte: "mache uns bereit" zu: "mach uns doch alle bereit". Wichtig aber ist die Vereinigung mehrerer Gebete zu einem neuen, wodurch man kurze Gebete den bei uns früher üblichen, allgemein längeren Gebeten anzugleichen mußte. Auf die Erweiterung der jetzt allgemein üblichen Gebete durch "Hilf, Gott, allezeit ..." ist schon hingewiesen. Es ist oft eine bloße Anreinanderreihung zweier Einzelgebete, denn man läßt das "Amen" am Schluß des ersten ruhig bestehen. Auch kombiniert man: "Diese Speise segne uns Gott ... mit: „Kommt, Herr Jesus, sei unser Gast". Von lautgesprochenem Tischgebet umrahmt und gelegentlich durch eine Hausandacht beschlossenen, bekommt das Mahl der Hausgemeinschaft eine Weihe, die der ganzen Weltanschauung unserer Leute entspricht. Man spricht vom "laiben Brot" („lieben Brot"), und hält es für schmerzliche Sünde, dieses Brot mit Füßen zu treten. Auch über eine Speise allzusehr zu schimpfen, wäre Sünde.

Über die Kost selbst mag nur gesagt werden, daß die Zahl der möglichen Speisen im ganzen Dorfe äußerst gering ist. Es sind so wenige, daß man den Witz gemacht hat, einer, der reihum essen müßte,

<sup>124</sup> f. oben S. 88.

<sup>125</sup> Wie aber selbst das Vaterunser zerprochen wird, davon ein Beispiel: Hest. Bl. f. Volksk. I S. 28; f. J. Schwimierung a. a. O., S. 754 f.

Xrennung des Haushaltes, eine regelrechte Musonquartierung in eine „Leibzucht“, kommt bei uns nur in schwierigeren Fällen vor, „nur wenn sie sich nicht vertragen können“, wie mir ein Bauer sagte. Aus dieser Tiefendimension unserer Hausgemeinschaften resultiert ohne Frage eine Stärkung der Familienbande und Familientradition. Hier wächst die Jugend nicht nur hinein in die Welt der Väter, sondern auch in die der Großväter. Das Leben von Kind und Kindeskindern steht unter der Kontrolle und Beratung eines lebenserfahrenen Alters. Reibungen und Konflikte sind selbstverständlich unumgänglich. Immerhin wissen die Älteren ihrem Wort noch Geltung zu verschaffen, meist behalten sie ja bis zum Tode Besitz und Machtbefugnisse in der Hand, so daß der Erbe erst in reifem Mannesalter den Hof oder die „Stelle“ übernimmt. Hier liegt eine der Wurzeln des berühmten bäuerlichen Konformatismus: man ist gewohnt, rückwärts zu schauen: „Gute Boar häß jümmar säggt“ (Unser Vater hat immer gesagt). In den Neufeldungen fällt der geltende Einfluß des Alters fort, und deshalb ist hier die Tradition weniger fest.

In unseren bäuerlichen Familien mag zwischen Eheleuten ihre kühle Sachlichkeit auffallen. Mann und Frau dienen einem Dritten, dem Hof, und vor diesem Dienst tritt Persönliches zurück. Beide sind gewissermaßen nur Funktionäre des Hofes, aber beide zusammen. Die Frau hat nicht nur eigene Arbeits- und Machtbereiche, sie gilt auch sozusagen als „Mitaktionär“, denn oft hat sie ja den Hof geerbt, und der Mann ist „eingehetretet“, immer aber muß sie doch Geld „mitbringen“, damit die dem Erben durch die Abfindung seiner Geschwister entstandene Einbuße wieder wettgemacht oder doch verringert wird. Beide finden sich einig in der Arbeit ihrer Wirtschaft. Beide sind sie Besitzer. Darum heißt die Inschrift über der Tür: „Karl Heinrich N. und Charlotte Sophie N. geborene B.“ / genannte Eheleute haben dieses Haus durch Gottes Hilfe bauen lassen. . .“ So ist eine Heirat nie bloße Herzengelageheit, sondern gleichzeitig ein wirtschaftliches Rechenexempel. Unter einer solchen Ehe leidet die Hausgemeinschaft als solche nicht, denn ihr Wesen besteht nicht so sehr in persönlicher Verbundenheit als in einem überpersönlichen: im gemeinsamen Werk und im gemeinsamen Besitz; die bäuerliche Familie gewinnt somit einen objektiveren Charakter. Daß bei persönlichen Differenzen namentlich unter Jungverheirateten oft das Sippegefühl einer Frau stärker ist als das Gefühl der persönlichen Verbundenheit mit ihrem Gatten, ist darum nicht vermerkwürdig. Auch für die untere soziale Schicht unseres Gebietes trifft diese Eheauffassung, den Verhältnissen angepaßt, zu. Zwei junge Leute, die gewillt sind, sich anzuschließen, werfen ihre Erparnisse zusammen und bauen gemeinsam ein Haus, um dann in gemeinsamer Arbeit etwaige Schulden zu tilgen.

Mitarbeiterin, Mitinhaberin zu sein, Mitverantwortung haben für Wirtschaft und Familienunterhalt, ist hier Aufgabe der Frau, die ihr der Sinn bäuerlichen Hausstandes zumeist. Trotz dieser aner-

127 Näheres siehe unter „Häusliche Werkgemeinschaft“, S. 76.

kannten Gleichberechtigung der Frau sieht der Bauer die Gattung Frau theoretisch als nicht gleichstehend an. Diese Ansicht mag er sich hauptsächlich im Hinblick auf die geringere Körperkraft der Frau gebildet haben; denn Körperkraft spielt ja doch bei seiner Arbeit eine wesentliche Rolle. „Weiber sind Weiber!“ (Weiber sind Weiber!) sagt er nicht selten geringsgläubig.

Die Ehen unserer Leute sind durchschnittlich kinderreich, so daß sich oft beim Heranwachsen der Jungen und Mädchen auf den Höfen das Gefinde erübrigt. In rein bäuerlichen Betrieben arbeiten die Kinder bis zur Verheiratung in der eigenen Wirtschaft. So verläuft ihre Erziehung wie von selbst im Geiste der häuslichen Gemeinschaft nach ihrer verschiedenen Sinnrichtung, vor allem aber im Geiste gemeinschaftlicher Arbeit; denn schon der junge Bauernsohn hat sein Amt und lernt den Geist der Ordnung begreifen, der in bäuerlicher Arbeit herrscht, wenn er allmählich vom Sütungen zum regelrechten Knecht aufsteigt. In den Familien der unteren Schicht arbeiten die erwachsenen Kinder ebenfalls für das Ganze der Hausfamilie; denn es ist üblich, daß sie Kostgeld zahlen, von ihrem Verdienst abgeben. Immerhin sparen sie schon einen Teil für sich selbst. Wichtig aber ist auch für diese Hausgemeinschaften, daß die Kinder bis zur Verheiratung, von ganz geringen Ausnahmen abgesehen, im Elternhause verbleiben; denn auch die jugendlichen Zigarrenarbeiter, die zur Fabrik im Ort gehen, kommen zu den Nachmittagen heim. Die wenigen auswärtig arbeitenden Söhne sind wenigstens abends zu Haus. So hat die Wirtschaft eine gewisse Stetigkeit, sie wächst mit der Geburt eines neuen Kindes und nimmt erst wieder ab mit der Heirat eines Kindes.

Wir haben gesehen, wie das Dienstpersonal überall mit in die Wirtschaft aufgenommen ist. Auch sonst nehmen die Diensthöten ganz am Familienleben teil. Besonders gilt das von Kindern aus Fürsorgeanstalten, die als Dienstpersonal oft lange auf dem Hofe bleiben. Es ist auch schon vorgekommen, daß ein solcher Zögling, wenn er bis zur Verheiratung blieb, einen Bauplatz von dem Bauern geschenkt bekam. Bauernmädchen und Mägde teilen sich in jede Arbeit oder wechseln Woche um Woche in ihren ständigen Arbeiten ab.

Ein patriarchalisches Verhältnis besteht auch zu den Feuerlingen. Das Feuerlingswesen, als dessen Geburtsstätte Minden-Ravensberg gilt, wo es bis ins 16. Jahrhundert zurück verfolgbar ist<sup>128</sup>, war früher für die soziale Gliederung unserer Gruppe von größerer Bedeutung als heute. Vor der Anstehung der Zigarrenarbeiter, die Ende vorigen Jahrhunderts einsetzte, bildeten die Feuerlinge neben den Pferde- und Kuhbauern die dritte soziale Schicht. Der wirtschaftliche Betrieb eines Feuerlings nahm sich ganz aus wie der eines Kuhbauern, manchmal als eines sehr großen, aber ein Feuerling unterschied sich vom Kuhbauern immer dadurch, daß er eben nur Pächter war. Bis in die Gegen-

128 vgl. Albrecht und Weyer-Johann in „Berichte über Landwirtschaft“, N. F., Bd. II, 1926, S. 179, 204.



wart sind Feuerlingsverträge alten Schlags bei uns erhalten. Um von ihnen eine Vorstellung zu vermitteln, greife ich folgendes Beispiel heraus: Der Feuerling St. des Bauern S. in Schnathorst bewohnt einen auf dessen Hofe liegenden Acker und besetzt das zugehörige 5 Morgen Land, so daß er eine Kuh halten kann. Für diese Wirtschaft zahlt er jährlich nur 100 Mark Pacht. Für die Landpacht und für die Beackerung, die für ihn der Bauer vornimmt, sind davon für den Morgen 3 Mark berechnet. Der Feuerling ist verpflichtet, jederzeit auf dem Hofe zu helfen, falls ihn der Bauer benötigt. Durchschnittlich hilft ein Feuerling etwa 100 Tage, in dem hier vorliegenden Falle aber nur etwa 40 Tage, weil die Bauernfamilie S. Augenblicklich mit eigenen Arbeitskräften reichlich versorgt ist. Der Feuerling arbeitet dann für 25 Pfg. Tagelohn und wird außerdem beköstigt.

Wo diese alten Entgeltätze noch in Frage kommen, herrscht besonders auf Seiten des Bauern noch der alte patriarchale Geist. „Der Feuerling gehört mit dazu“, so bezeichnete mir gegenüber der Bauer S. das gegenseitige Verhältnis. Bei allen Familienfeierlichkeiten ist die Feuerlingsfamilie zugegen. Wie die Hofgemeinschaft auch auf die Feuerlingsfamilie ausgedehnt gilt, zeigt sich namentlich dann, wenn man Feuerlinge in ihren Rechten und Pflichten mit den Nachbarn vergleicht. Während bei einem Todesfall der anliegende Bauer als erster Nachbar bei dem Ständesamt, Pfarrer und Küster „das Geld ansetzen mußt“ (die Leiche ansagen muß) und nicht der Feuerling, so wird doch zu einer Zeit auf dem Hofe gefeierten Hochzeit des Bauern — etwa bei Einheirat eines Bauernsohnes in eine Ackerwirtschaft des Nachbardorfes — der Feuerling stets geladen, die Nachbarn nicht immer, höchstens die allernächsten. Der Feuerling gilt also nicht als Nachbar. Umgekehrt fällt bei Todesfällen in Feuerlingshöfen, selbst wenn sie gar nicht im Bereich des Hofes liegen, nicht dem Nachbarn, sondern dem Bauern die Regelung der ständesamtlichen Todesanzeige und die Bestellung der kirchlichen Beerdigung zu. Er hat somit die Funktion eines ersten Nachbarn, obwohl er weitestfernt wohnt. Der Feuerling „gehört mit dazu“! So bestand vor der Einführung der Zigarrenindustrie in unserer Gegend der Dorfverband ideell nur aus einer oder, will man die Kuhbauern besonders nehmen, aus zwei Schichten, die dritte der „kleinen Leute“ („lüttesten Leute“) ging gemessenmaßen in den Hausgemeinschaften der ersten mit auf. Auch in der Kirche saßen bis zur Einrichtung der Freisitze im Jahre 1902 die Feuerlingsleute neben den Angehörigen der zugehörigen Bauernfamilie. Der Bauer besaß Eigenplätze für sich und seine Feuerleute. Reichlich sie bei starkem Kirchbesuch nicht aus, wechselten die Familienangehörigen des Bauern mit denen des Feuerlings im Sitzen und stehen ab. Der Feuerling ist die rechte Hand des Bauern. Bei besonderen Gelegenheiten, etwa Familienfesten, bei denen er tüchtig mit Hand anlegen muß, bekommt er auch wohl eine Extrazugabe, z. B. bei einer Beerdigung eine neue Hofe. Aus dem „Bergteil“<sup>120</sup>

<sup>120</sup> f. oben S. 9.

des Bauern erhält er auch gegen mäßige Berechnung ein Fuder Holz. Die Bauernfamilie nennt den Feuerling „iujen Siuermann“, die Feuerlingsfamilie den Bauern „iujen Siuern“. Nicht alle Feuerlingsverhältnisse sind auf der Grundlage der alten Pachtätze stehen geblieben. Wo statt 25 Pfennig der heute ortsübliche Tagelohn gezahlt wird, beträgt denn auch die Landpacht den heutigen Satz von etwa 60 Mark für den Morgen. Das ideale Verhältnis aber hat immer noch etwas von dem alten Charakter behalten.

Auch zu den „Arbeitsleuten“, die zum Bauern in einem gegenseitigen Arbeitsverhältnis stehen, sonst aber auf eigenen kleinen Besitzungen wohnen<sup>120</sup>, besteht eine über die zeitweilige Tischgemeinschaft hinausgehende Bindung, die sich ebenfalls bei Familienfesten kundtut. Denn auch diese Arbeitsleute werden in dem schon erwähnten Falle einer außerhalb stattfindenden Hochzeit des Bauern vor den Nachbarn geladen. Zu der Hochzeit eines jungen Bauern aus Schnathorst, die in diesem Frühommer im Windenschen stattfand, wurden sämtliche Arbeitsleute mit ihren Familien geladen, nicht aber der ganze Nachbarschaftsverband, obwohl jene Arbeiter zum Teil dicht hinter der Grenze des Nachbarschaftskreises wohnten. Umgekehrt wieder wird der Bauer eines Arbeitsmannes, wenn dieser eine regelrechte Hochzeit feiert, nicht nur geladen, sondern er wird als „Nachbar“ geladen. Manchmal rekrutieren sich die „Arbeitsleute“ eines Bauern aus dessen früheren Feuerlingen. Von hier aus ist wohl folgender Brauch zu verstehen, der sich dann aber auch auf Fälle ausgedehnt hat, in denen die Arbeitsleute nicht vorher in einem Feuerlingsverhältnis zu ihrem Bauern standen: Vor einigen Jahrzehnten war es bei den Neustedlern Sitte, den Bauern, von dem man Hauptack und Garten gekauft hatte, nicht bloß zur Hochzeit zu laden, sondern ihn als „Nachbarn“ zu laden. Auch übernahmen dann diese Bauern bei Beerdigungen für diese Neustedler die Leiche zu fahren. Das zeigt jedenfalls dieser Überblick über das Verhältnis des Bauern zu seinen Feuerlings- und Arbeitsleuten, daß ihre wirtschaftlich begründete Verbundenheit eine auch ins persönliche Leben übergreifende Bindung mit sich bringt, so daß sich bäuerliche Hausgemeinschaft selbst über die Hofgrenzen ausweiten kann. Diese weite Ausdehnung familiären Stoffes über die Hausgrenze ist nur zu verstehen von jenem objektiven Zentrum der bäuerlichen Hausgemeinschaft aus: der gemeinschaftlichen Arbeit am Hof und Best. Es wäre verfehlt, die aufgezeigten engen Beziehungen zwischen Bauern, Feuerlingen und Arbeitern anders als im patriarchalen Sinne zu verstehen; nicht als ob soziale Unterschiede in der Anschauung unserer Leute vernichtet seien. Es muß auf die gelegentliche Betonung der sozialen Schichtung und die zu Zeiten despektierliche soziale Einschätzung der unteren Stände seitens unserer Bauern mit Nachdruck hingewiesen werden. Das zeigt sich nicht nur bei der „ständesgemäßen“ Heirat, sondern heute auch bei der Bildung der

<sup>120</sup> vgl. oben S. 28, 66.

jugendlichen „Trupps“ innerhalb des Dorfes, moorn noch zu sprechen ist<sup>122</sup>. Sozialer Wertmesser aber ist einzig und allein der Besitz. Die „Muschelheit“ eines Bauernsohnes mit der Magd, die bei uns zwar selten ist, erregt einen Skandal hauptsächlich deshalb, weil das Mädchen „nichts mitkriegt“. Wir haben bei der Betrachtung der bäuerlichen Familie und Ehe gesehen, daß von der Mitgift oft die gesicherte Existenz des Hofes abhängt. Und der Hof bedeutet alles. Der „Mannonsgeist“ und die „Besitzgier“ des Bauern sind oberflächliche Erklärungsgründe.

Das Solidaritätsgefühl der Bauern untereinander greift auch gelegentlich über auf ihnen Unbekannte, wenn sie von ihnen wissen, daß auch sie Hofbesitzer sind. Zur Illustration sei eine Begebenheit erzählt, die in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts passierte: Früher erschienen in unserer Gegend nach der Hauptbestellzeit Männer aus dem Rahnener Gebiet, um selbstverfertigte Holzgeschirr, hölzerne Löffel, Schüsseln und dergleichen abzusetzen. Nun kam schon jahrelang ein solcher „Kiepenkerl“ auf ein Gehöft im benachbarten Siedinghausen, um dort auf seiner Durchreise zu übernachten. Er bekam dann jedesmal eine Decke und schlief im Heu. Auch gab man ihm zu essen, lud ihn jedoch nicht mit an den Tisch. Nicht zur Dorfgemeinschaft gehörig, war er der „Fremde“. Als er eines Tages wieder mit seiner Kiepe erschien, fragte ihn der Bauer, ob er nicht ein gutes Pferd für ihn wisse. Der Kiepenkerl mußte eins und man machte aus, sich in einem Orte seiner Heimat an einem bestimmten Tag in einer Gastwirtschaft zu treffen. Zu verabredeter Stunde begaben sich beide gemeinsam auf einen Hof des Ortes. Dort standen fünf Pferde, von denen eins verkäuflich war. Man wurde einig und begab sich zum Essen in die Stube. Nun aber entpuppte sich der Kiepenkerl als der Besitzer des Hofes. Auf die erstaunte Frage unseres Bauern, weshalb er denn mit der Kiepe ausgehe — ohne Zweifel für unseren Bauern etwas wenig Ehrenvolles —, entgegnete jener in seinem Dialekt: „Wo zwei Kerls mit der Kiepe vom Hof gehen können, da steht es gut.“ Denn auch sein Bruder ging mit der Kiepe. Und er wollte damit sagen, daß es ein Zeichen guter Verhältnisse sei, wenn zwei von einem Hofe noch Nebenverdienst ins Haus bringen könnten. Wenn der „Noahnsche“ von jetzt an wieder erschien, kam er ohne weiteres mit an die gemeinsame Tafel, und man bot ihm zur Nacht auch ein Bett an; denn so viele Pferde wie der Kiepenkerl besaß nicht einmal unser Bauer.

Am Besitz gemessene soziale Unterschiede bestehen in der Anschauung unserer Leute durchaus. Innerhalb der einzelnen Dorfgemeinschaften aber wirken sich soziale Gegensätze selten in Gehässigkeiten aus. Nur gelegentlich der Erhöhung des Landpachtpreises oder einer hohen Forderung für einen Bauplatz, die im Dorfe ruckbar wurde, ist vorübergehend hier und da eine Verbitterung zu spüren. Im allgemeinen sind unsere Arbeiter ja selbst Bauern mit nur geringem Be-

<sup>122</sup> s. unten S. 127.

itz und einer Nebenbeschäftigung in der Tabakindustrie. Und einen kleineren Nur-Landwirt bezeichnet der größte Bauer eines unserer Dörfer mit genau demselben unanständig klingenden Wort, das die wirtschaftliche Ohnmacht des anderen andeuten soll, wie einen Zigarrenarbeiter mit seinem beiden Ziegen im Stall.

Wenn auch bereits modernere Anschauungen Platz greifen, so nimmt man soziale Unterschiede doch noch weithin als von Gott gegeben: „Arme und Reiche müssen sein.“ Soziale Schichtung wird betrachtet im Sinne einer gottgewollten Ordnung. Nicht mehr bei der Jugend, wohl aber bei älteren Leuten ist daher unter sozial Niedrigstehenden eine ergebene Beseidung ihrer Ansprüche anzutreffen, die gegen eine luxuriöse Lebensführung mahnend die Stimme erhebt: „Reich, in denn Stanne sind mei nich gebo'r'n“ (Reich, in dem Stande sind mir nicht geboren). Es kam noch um die Jahrhundertwende gar nicht selten vor, daß man aus dieser Gefinnung heraus z. B. das Tragen von Strarungen in der unteren Schicht als Stolz und Hoffart auslegte. Zur Strauung liehen sich Steuerlinge die Ringe von Bauern.

#### c) Die häusliche Werkgemeinschaft

Schon des öfteren ist der Gedanke berührt, wie wichtig für die Gesellung unserer Leute die gemeinsame Arbeit ist. Namentlich die Verfassung unseres Bauernhofes erhält ihr Gepräge durch das gleiche Arbeitsziel aller Hausgenossen. Hier wird, selbst in einer vielköpfigen Familie, die Gemeinschaft nicht durch das Streben nach verschiedenen Berufszielen zerrissen. Alle, die auf dem Hofe leben, vom Ältesten bis zum Jüngsten, haben ein Hauptziel: die Wirtschaft des Hofes, im Haus und auf dem Acker. Diese funktionelle Zusammengehörigkeit ist selbst in den Häusern der unteren Schicht noch in Resten vorhanden.

Wir betrachten zunächst nur die häusliche Werkgemeinschaft<sup>123</sup>. Der Bauer ist Arbeitgeber und Arbeitnehmer zugleich, sämtliche Arbeit liegt im Bereich eigenen Besitzes. Das gibt der familialen Werkgemeinschaft jenes Gefühl der Freiheit und des Aufschlüsselgegründetseins. Die Mannigfaltigkeit der Arbeit erfordert allerdings eine mehrgehende Arbeitsteilung. Jeder aber trägt mehr oder weniger Verantwortung für die ihm zugewiesene Arbeit, und alle sind dem Ganzen verpflichtet, nämlich dem Hof. Im allgemeinen fällt dem Bauern, dem Knecht und den Söhnen der Acker und seine Bestellung zu, der Bäuerin, der Magd und den Töchtern das Haus. Die häusliche Arbeit in ihren verschiedenen Arten wird hauptsächlich bestimmt durch das Vieh und seine Unterhaltung und Pflege. Die verschiedenen Arbeiten sind also stufenmäßig bestimmten Personen im Haus zugeteilt. Hat der Bauer die Zeitung aller Arbeit, so liegt dem Knecht oder dem

<sup>123</sup> In Zeiten eiliger und viel Kräfte erfordernder Arbeit, die sich meist auf dem Acker abspielt, wird der familiale Werkgemeinschaftsverband erweitert. Dieser Kreis ist Gegenstand besonderer Betrachtung (s. S. 105 ff.). Er besteht in der Landmirtschaft im Gegensatz zur bauernbenutzten Werkgemeinschaft der Hausgenossenschaft nur vorübergehend.

ältesten Sohne ob, für die Pferde zu sorgen. Sie bestellen auch den Acker. Töchter und Mägde sorgen für Kühe und Käiber. Auch die Schweine werden oft von den Mädchen gefüttert, doch hilft auch die Bäuerin mit oder sogar der Bauer selbst. Die Hausfrau hantiert in der Küche, sie hat die Butter- und Milchmirtschaft unter sich, über deren Erträge sie selbst für kleinere Anschaffungen im Haushalt verfügt. Diele eigene Kasse ist für die Stellung der Frau sehr wichtig. — Die Bäuerin füttert auch die Säuhner. Der Ertrag der Eier gehört ebenfalls zu ihrem Haushaltsgeld. Die Lächer gehen der Mutter zur Hand, die „Jungen“ halten sich mehr zum Vater oder zum Snetter. Sie sind zunächst Säurejungen und haben als solche auch das Grünfutter für das Vieh zu schneiden, wie sie ebenfalls beim Häcksel-schneiden beihilflich sind. Ganz unter der Pflege der Jungen stehen auch die Lauben. Sind mehrere Jungen im Haus, so sind die einzelnen Laubensläge als „Eigentum“ verteilt. Jeder sorgt für „seine“ Lauben. So hat jeder einen besonderen Bereich innerhalb der Wirtschaft und ein besonderes Arbeitsgebiet.

Diese Einteilung und Staffelung der Arbeit herrscht, von gelegentlich vorkommenden Abweichungen abgesehen, in allen Bauernhäusern. Sie bewirkt Regelmäßigkeit des wirtschaftlichen Betriebes und erzieht die Bauernjugend zum Respekt vor Regel und Ordnung, Verantwortung und Pflicht. Durch die natürlichen Bande der Familienzugehörigkeit gebunden, wächst die Familie durch die zwar geteilte, aber gleichgerichtete Arbeit noch mehr zusammen, und die Einheit der funktionellen Zusammengehörigkeit vermag ein stolzes Wirgefühl zu vermitteln.

Die Arbeitsordnung der Bauernhäuser und vor allem die Richtung der Arbeitsenergien auf das Ganze der Hausgenossenschaft sind auch auf kleinen Anwesen zu beobachten. In bäuerlichen Betrieben mittlerer Größe verrichten Kinder, die als „Hausarbeiter“ (industrielle Heimarbeiter) in der Tabakindustrie beschäftigt werden, nebenher die notwendigen landwirtschaftlichen Arbeiten des Hauses; gehen sie zur „Bude“, zur Fabrik, so kommen sie immerhin zu den Mahlzzeiten heim, und nachmittags und abends ist etwa das Melken hier genau so wie in den Bauernhäusern das Amt der Lächer. In eiligen Zeiten der Landwirtschaft bleiben die jugendlichen Fabrikarbeiter überhaupt zu Hause. Ist der landwirtschaftliche Betrieb so klein, daß nicht nur die Kinder, sondern auch die Eltern in der Zigarrenindustrie beschäftigt sind, so arbeiten Mann und Frau mit ihren Kindern häufig zusammen zu Hause „am Zigarrentisch“, während andererseits die Viehhaltung mit ihren Einzelarbeiten auch hier unter den Familiengliedern verteilt ist. Selbst da, wo etwa der Mann als Maurer tagsüber dem Hause fern ist, die Frau zu Hause Zigarren dreht und größere Kinder zur Zigarrenfabrik gehen, findet gelegentlich immer noch ein Zusammenarbeiten, namentlich in der Erntezeit, statt. Der Sinn einer Schaffensgemeinschaft dokumentiert sich dann auch in dem schon erwähnten Brauch des Koffgeldgebens; alle berufstätigen Kinder, die ja bis zur Verheiratung im Elternhause verharren,

zahlen Koffgeld. Auch in der unteren Schicht arbeiten alle Hausbewohner auf Erhaltung und Verbesserung des väterlichen Besitzums; denn der nach außen hin sichtbare wirtschaftliche Wohlstand ist Maßstab für die Geltung und Achtung einer Familie im Dorf. Die häusliche Weckgemeinschaft steht so unter der Kontrolle der Nachbarn und der Dorfbewohner, und der Gieß ist eine Hauptforderung, die unserm Gemeinshaftsetzler unserer Gruppe. Zu dieser Forderung, die soziale bäuerlichen Menschen infolge der starken Hingabe an die soziale Gruppe, deren Glied er ist, zu einem sozialen Druck wird, gesellt sich, vor allem beim Hofbesitzer, das religiös fundierte Verantwortungsgefühl im Hinblick auf seine Vorfahren. Den Hof, den man vom Vater erbt, in ungeschmälertem Zustand dem Sohne übergeben zu können, empfindet man als Pflicht. Unsere Bauern verkaufen nur ungern und notgedrungen Land, über die Arbeits- und Berufsethik, namentlich der Zigarrenarbeiter, wird noch an anderer Stelle zu sprechen sein, wo auch die Arbeit im Mittelpunkt eines Gemeinshaftskreises steht, der aber bereits über die Hausgenossenschaft hinausgreift<sup>133</sup>.

Einen breiten Raum in der häuslichen Arbeit nimmt die Viehhaltung ein. Es möge daher hier einiges über die Stellung unserer Leute zu ihrem Vieh gesagt werden. Das Verhältnis zum Vieh ist frei von aller Sentimentalität, verführende Fürsorglichkeit zeigt sich namentlich Pferden, aber auch Kühen und Hausund gegenüber. Daß man Pferde und Kühen ebenso wie dem Hausund einen Namen gibt, geschieht nicht nur aus praktischen Gründen, sondern hat einen tieferen Sinn. Das Wohnen unter gemeinsamem Dach und das Zusammenarbeiten bringt Mensch und Tier näher. „Tiere haben auch Verstand“ sagt man bei uns. Man spricht mit ihnen. Ein Bauer meinte sogar, man müsse Tieren manchmal „ihren Willen“ lassen, um so größeres Zutrauen gewonnen sie. Wie gern erzählt man bei uns Geschichten von treuen Hunden! Etwa: wie ein Hund seinen toten Herrn noch einmal angewimmelt habe und dann in den Brunnen gesprungen sei. Kein Bauer füttert sein Vieh schlecht. Man ist über einen Händler aufgebracht, weil er ein Pferd hat, dem die Rippen zu zählen sind. „Versteht der auch etwas von Pferden!“ urteilt man. Das Füttern des Viehs geschieht bei uns regelmäßig vor dem Essen. Nur wenn im Sommer Arbeitsleute da sind, isst man vor dem Füttern auf. Auch morgens bekommt erst das Vieh sein Futter, erst dann wird Kaffee getrunken. Haben die Pferde in der Woche viel leisten müssen, so vergißt man Sonntags auf einen Besuch über Land,

<sup>133</sup> f. unten S. 112.

<sup>134</sup> Es ist interessant, wie auch die Tiernamen in den verschiedenen Zeiten ebenso wie menschliche Vornamen wechseln. Innerhalb der einzelnen Zeitperioden aber zeigt sich eine starke Übereinstimmung der Tiernamen im Dorf; vgl. Vornamen S. 95. Oft geht der Name auf die Farbe oder die Zeichnung des Tiers. Ältere Tiernamen sind: Ella, Farnu, Sektor, May für Pferde; Teeschen, Blume, Bunte, Starke, Docks, Stiefe, Bläffe für Kühe; neuere: Sans, Moje für Pferde; Kofa, Gulda, Lotte für Kühe.

der zu Wagen erfolgen müßte. Der Bauer steigt selbst auch wohl vom Wagen ab, wenn sein Pferd eine schwere Last den Berg hinaufziehen muß. Tierquälerei gilt als sündig und kommt kaum vor. Gewiß schimpft man auch mit dem Vieh, aber ebenso, wie man auch einen Knecht gelegentlich auschimpft.

Für Pferde hat man ein besonderes Interesse, und fast jeder Dorf- bewohner kennt die Pferde eines jeden Bauernhofes im Ort. Das Verhältnis unserer Leute zu den Tieren bekundet sich vor allen Dingen auch in der Pflege und Anhänglichkeit an ihre Haushunde. Schönere, reicher Viehbestand wird als wertvoller Besitz geschätzt, aber darüber hinaus hat der Bauer namentlich zu seinen Pferden und Hunden und abgesehen von seinen Kühen ein persönliches Verhältnis. Von den Schweineflächtern zu seinen persönlichen Wertmaßstäben. Jedes Schweineflächtern in allen Häusern ist nach wie vor eine Quälerei, indem man die Tiere immer noch lieber ohne den polizeilich vorgeschriebenen Betäubungsschuß stehen läßt. Das Schweineflächtern ist ein Hausfest, das über die Hausgenossenschaft hinaus Bedeutung hat. Bei den Nachbarschaftsverhältnissen wird darauf zurückzukommen sein. Namentlich der Wurfstag ist für die Kinder ein Ereignis. Jedes Kind erhält dann eine kleine Wurst. Einmal hatte ein Junge auf das Schlachtfest gar einen Vers gemacht:

Ach Suge, ach Suge (Sau),

Wie wird dies ergehen,

Wenn du den Schlächter sehr . . . wirfst sehn,

Heute lebst du und morgen bist du tot

Und übermorgen, dann bist du ein Wöppkenbrot <sup>135</sup>.

#### d) Die Feierstunde der häuslichen Gemeinschaft

Zu einem vollständigen Bild von dem Leben unserer bäuerlichen Familie gehört außer der Arbeit am Werktag auch die stille Stunde der Feier, der Ruhe, und die regelmäßige Wiederkehr fröhlichen Festtags. Feterabend und Sonntag sind unsere Zeiten insofern Zeiten der Feier, als "Feier" Ruhe von der Arbeit bedeutet <sup>136</sup>. Im Sommer ist allerdings zum Feterabend kaum Zeit, denn da bleibt immer noch etwas zu tun, solange es hell ist. Die Zigarrenarbeiter verrichten dann ihre Gartenarbeit. Aber im Winter kommt der Feterabend zu seinem Recht und gestaltet sich zu Stunden gemüthlicher Geselligkeit. Die ganze Hausgenossenschaft kommt dann in der Stube zusammen. In den Zigarrenarbeiterhäusern sind auch die erwachsenen Kinder,

<sup>135</sup> "Wöppkenbrote" werden aus Roggenmehl, mit Blut und Fleischstücken vermischt, gekocht; vgl. Ernst Meier, Beiträge zur Kenntnis des Niederdeutschen, Mühl. Diss. 1914, S. 41.

<sup>136</sup> "Feiern" braucht nicht die Bedeutung des Festlichen einzuschließen. Die "Schneiberfeier" z. B., heute die Zeit der hereinbrechenden Dämmerung ganz allgemein bedeutend, war früher die Zeit, in der der Schneider seine Arbeit unterbrach, wenn er zum Nähen nicht mehr genug Tageslicht hatte und die Lampe noch nicht angezündet war.

die tagsüber zur Fabrik gingen, da. Für die Frauen bleibt freilich auch abends immer etwas zu tun, was sie in der Stube verrichten können: früher wurde gesponnen, heute strickt, flickt und stopft man oder verrichtet irgendeine sonstige Hausarbeit, schält Kartoffeln für den anderen Tag oder schält Bohnen aus. In den Häusern der Zigarrenarbeiter entrippten auch wohl die Töchter einen Teil der Zigaretten, die sie an dem Tag gebrauchen, oder streichen die zum Einrollen der Zigarren notwendigen zarten Deckblätter mit angefeuchteten Fingern glatt, um sie Blatt für Blatt über dem Knie "aufzusetzen". Kinder machen oft erst jetzt ihre Schularbeiten. An langen Winterabenden spielen sie auch wohl Mühle „met Niegen“ (mit neun Steirchen) oder „met Smolmen“ (mit zwölf Steirchen) und schieben die als Spielfeinde dienenden verschiedenfarbigen Nagebohnen oder Kaffeebohnen auf dem mit Nieten versehenen Schulheftumschlag hin und her, woran sich auch größere gelegentlich beteiligen. Die Männer sitzen meist rauchend, lesen das Kreisblatt oder führen die Unterhaltung. Sie lesen irgendeine Lokalnachrichte laut vor oder erzählen, was sie an Neuigkeiten aus dem Dorf am Tage gehört haben. Kommt etwa das Gepräch auf eine bevorstehende Heirat, so unterhält man sich über die wirtschaftlichen Aussichten, die sich damit für die beteiligten Familien ergeben werden. Verwandtschaftsbeziehungen bis ins vierte und fünfte Glied der betreffenden Angehörigen der Dorfgemeinde werden bei solchen Gelegenheiten ins Gedächtnis zurückgerufen und so die Übersicht über die Glieder der Dorfgemeinschaft nicht nur der lebenden Generationen erneuert. So kann der Feterabend dazu dienen, die Dorfgemeinschaft von neuem zu festigen. Den Geprächsstoff bildet neben Wirtschaftsnagen und Steuerfragen die Soldaten- und Schulzeit, überhaupt die Vergangenheit. Dabei hört die Jugend von ihren Vorfahren, über deren Besitzverhältnisse, deren Frömmigkeit und Gerechtigkeit. Oft gibt es wahre Erzählertalente, die von den Kindern zur Abendstunde eifrig herbeigewünscht werden. Nur selten werden bei dieser Gelegenheit Sagen erzählt, eher schon ein Schwank, der mit diesem oder jenem Ortseingewesenen oder dessen Vorfahren in Zusammenhang gebracht wird.

Damit ist bereits angedeutet, was über bäuerliche Gesichtsauffassung zu sagen ist. Unter bäuerlichen Menschen ist Geschichte Teilsgeschichte von der Schöpfung an bis zum Weltuntergang. Und nur zur Zeit der letzten drei vier Generationen weiß man im Chronikstil zu erzählen. In der Schule gelernte Prosagegeschichten wird bald vergeffen, so daß selbst der größte Überblick über die Geschichtnisse der letzten Jahrhunderte fehlt. Unserem heutigen Bauern mangelt in dieser Hinsicht noch jedes Zeitgefühl.

Für unsere bäuerliche Gruppe hat der Sonntag eine eigene Bedeutung. Sonderlich unter dem Einfluß des Pietismus hat sich eine peinliche Sonntagsheiligung als streng beobachtetes Gebot herausgebildet. Man läßt am Sonntag das Korn auf den Feldern stehen,

auch wenn ein drohendes Gewitter heraufzieht. Man heut auch nicht am Sonntag, wie es auf der anderen Seite des Berges üblich ist.<sup>138</sup> Nur der 4. August 1914, der erste Sonntag des Weltkrieges, an dem offen angeraten worden war, vor Auszug der Männer die Ernte einzubringen, machte eine Ausnahme, da rashesten die Erntewagen durchs Dorf, schneller und lauter als am Mittag. „Was notwendig ist“, darf man am Sonntag tun. Doch gilt als notwendig nur die Köstbereitung für Menschen und die Fütterung des Viehs. Die Zubereitung des Viehfutters ist Sonnabends, soweit es geht, vorbereitet. Auch wird Sonntags nirgends in unseren Häusern gearbeitet. Stricken, häkeln, sticken wäre Sonntagsschändung. Auch weltliche Vergnügungen können den Sonntagsfrieden und sind Sünde. Die Spuren der zeitlichen Ethik des Pietismus sind hier bis in die Gegenwart deutlich zu erkennen. Der Sonntag gehört der Ruhe und dem Gottesdienst. Gottesdienst im weitesten Sinn. Morgens gehen aus fast jedem Hause, falls nicht besondere Verhältnisse wie Krankheit oder dergleichen vorliegen, alle bis auf ein oder zwei Personen, die erfordentlich sind, um das Nötigste in Küche und Haus zu verrichten, zur Kirche. „Wenn ek nich noa de Rärken wärsen hän, es vö mei kein Sünndag.“ (Wenn ich nicht zur Kirche gehen bin, ist es für mich nicht Sonntag), sagen unsere Leute. Das Haushüten („Innehoien“) geht um. In Häusern, in denen wenig „Volk“ ist, bleiben auch die Männer von Zeit zu Zeit zu Hause, um das Essen zu kochen, das von der Frau vorbereitet wurde. Beim Mittagmahl unterhält man sich nicht selten über die Predigt des Pfarrers. Auch die Bekanntmachungen von der Kangel sind Gegenstand der Unterhaltung. Nach dem Mittagessen hält wenigstens der Bauer einen Mittagschlaf. Im Sommer gehen die Frauen nachmittags vielfach in die „Kinderlehre“, namentlich dann, wenn sie morgens zu Hause bleiben mußten.<sup>139</sup> Der Bauer macht nachmittags seinen Gang ins Feld, manchmal auch dann, wenn er schon morgens in der Frühe dort war. Gelegentlich wird er von der Bäuerin oder dem Nachbarn begleitet. Er besucht dann seine weitgelegenen Äcker, um den Stand der Saaten zu befehen oder in Erfahrung zu bringen, wo in der Woche Notwendiges zu tun ist. Es ist ein Kontrollgang. Und doch, keiner, der dieses Schreiten durch die Felder am Sonntag je gesehen hat, wird bestreiten, daß es mehr bedeutet, über diesem sonntäglichen Gang des Bauern liegt etwas von der religiösen Weisheit, die diesem Tage eigen ist.<sup>140</sup> Auch „kleine Leute“, die vielleicht nur einen Garten zu Hause haben, trifft man mit Frauen und Kindern im Feld.

Am Sonntag wird auch der Friedhof des Dorfes gern aufgesucht. Schon Sonnabends hat man wohl die eignen Gräber geschmückt.<sup>141</sup> Vor dem sonntäglichen Gottesdienst gehen die Frauen bei gutem

<sup>138</sup> vgl. W. Boette, Religiöse Volkskunde, Leipzig 1925, S. 139.

<sup>139</sup> f. oben S. 28.

<sup>140</sup> vgl. unten S. 85.

<sup>141</sup> Natürlich auch mit Rücksicht auf die sonntäglichen Friedhofsbesucher, die die Grabstätten der eingelassenen Familien kennen.

Wetter gern zu den Grabstätten ihrer Angehörigen, besonders wenn sie von der Kirche weit entfernt oder gar in einem der zur Kirche gehörigen Nachbardörfer wohnen, die erst später eigene Friedhöfe erhalten.<sup>142</sup> Auch Sonntagnachmittags findet man auf dem Friedhof gewöhnlich Frauen mit Kindern, die von Grab zu Grab gehen. Die Toten sind ja zum Teil persönlich bekannt, ihre zugehörigen Familien kennen alle. Dieser Friedhofsgang ist oft der einzige Sonntagspaziergang der Frauen. Aber auch Männer sind dort zu finden. Der Anblick des Friedhofes erzeugt eben keine peinlichen Gefühle. Auch hier offenbart sich das spezifische Verhältnis unseres Bauern zum Tode.<sup>143</sup>

Nur der Jugend hat der Sonntag schon immer auch etwas anderes bedeutet als Ruhe und Gottesdienst. Allerdings beilegt sich auch die Jugend unserer Dörfer sehr stark am sonntäglichen Kirchengang<sup>144</sup> und für viele junge Leute wird auch der Nachmittag durch Versammlungen in kirchlichen Vereinen<sup>145</sup> ausgefüllt. Aber innerhalb dieser wie anderer Veranstaltungen und Zusammenkünfte spielen Brautschau und gesellige Beziehungen der Geschlechter gerade am Sonntag eine Rolle, wovon noch in anderem Zusammenhang die Rede sein wird.<sup>146</sup> Wohin immer aber die Jugend ausgeflogen sein mag, zur Abendmahlzeit („te'n Nachmisse“) müssen in den meisten Häusern alle wieder da sein. Das ist „Sins Darrunge“, des Hauses Ordnung.<sup>147</sup>

Am manchem Sonntag gestaltet sich das Leben im Hause reichhaltiger und lebendiger, wenn nämlich Besuch da ist. Doch auch in diesem Fall pflegt man den religiösen Charakter des Sonntags zu wahren. Der Kirchengang fällt nicht fort, vielmehr wird eine Einladung zum Sonntag — etwa nach Schnathorst, dem Kirchorst — damit begründet: „Denn is bei us jüste Michäonsfäst“ (Dann ist bei uns gerade Michäonsfest). Oder man lädt ein, wenn der kirchliche Verein Jahressfest feiert. Der einzige Sonntag, an dem in der Schulkapelle zu züngern Morgengottesdienst stattfindet, wird in diesem Ort zu einem Hausfest, zu dem Besuch geladen wird.<sup>148</sup> Der Besuch aus den zur Kirchgemeinde gehörenden Ortschaften, der nach Schnathorst kommt, geht morgens dort in die Kirche. Die Schnathorster gehen in die anliegenden Ortschaften des Kirchspiels meist erst am Nachmittag zu Besuch: „Bei gocht denn ärs in'e Kärken“ (Wir gehen dann erst in die Kirche) ist der Grund. In Schnathorst geht man mit seinem Besuch zusammen auch in Nachmittagsgottesdienste, die etwa aus besonderen Anlässen stattfinden. Die Besuche finden in erster Linie innerhalb der Verwandtschaft und zwar in streng betonter abwechselnder Folge statt. Da die Verwandtschaft infolge des allgemeinen Kinderreichtums sehr groß ist, so gehen unsere Leute stets einige Sonntage im Jahre „up Böseide“ (auf Visite). Diese Besuche sind dazu angetan, den Sippenzusammenhalt zu stärken. Es ist dabei

<sup>142</sup> f. oben S. 12.

<sup>143</sup> vgl. oben S. 44, 64 f. <sup>144</sup> vgl. unten S. 130.

<sup>145</sup> vgl. unten S. 131, 167. <sup>146</sup> vgl. unten S. 130 f. <sup>147</sup> vgl. oben S. 20.

<sup>148</sup> vgl. unten S. 167.

zu bedenken, daß die Verwandtschaft fast ausschließlich im Gebiet des Kirchspiels oder doch in nächster Umgebung wohnt, so daß der Besuch nicht mit großen Schwierigkeiten verbunden ist.

Bei derartigen Verwandtenbesuchen werden häufig heiratspolitische Fragen erörtert. Das Heiraten unter weiteren Verwandten („Freien in'e Wömandtschopp“) ist nicht selten.<sup>149</sup> Im übrigen können die Verwandten bei solchen Besuchen Heiratsvorschlüge machen. Oft werden die jungen Leute gelegentlich eines solchen Besuches unaufällig zusammengeführt. Nach ihrer ersten Bekanntschaft finden auch gegenseitige Sonntagbesuche der Eltern statt, um sich beiderseits über die wirtschaftlichen Verhältnisse einen Überblick zu verschaffen. überhaupt spricht man am Sonntag gern über Ackerbestellung, Viehwirtschaft und Haushaltung. Doch auch das, was über die Stärkung des Gemeinchaftslebens einer Lokalgruppe von der Feterabendunterhaltung im Familienkreis gesagt ist,<sup>150</sup> hat hier im Hinblick auf den Kreis der Verwandtschaft verstärkte Bedeutung.

Wir streifen an dieser Stelle kurz die Frage nach den formelhaftesten Redensarten, nach der Lektüre, nach der Art der Kunstauffassung und Naturbetrachtung unserer Leute. Wichtig und für unseren Zusammenhang bedeutsam sind stereotypische Redewendungen, die innerhalb unserer Gruppe der Ermahnung, der Warnung und dem Spott dienen und durch ihren Inhalt ihren Ursprung aus dem Boden bäuerlichen Lebens verraten. Die in einer Gruppe umlaufenden formelhaftesten Redewendungen brauchen nicht in ihr entstanden zu sein. Wie alles geistige Volksgut wandern auch sie. Aber wie eine Gemeinchaftsgruppe nur die ihrer geistigen Haltung entsprechenden wieder zu bewahren bemüht ist, so haben auch nur die Redewendungen in einer Gruppe dauernden Bestand, deren Sinn den Anschauungen der Gruppe nicht zuwiderläuft. Außerdem kommt es vor, daß eine Gruppe übernommene formelhafteste Wendungen in ihrem Sinne ummodelliert oder ergänzt. Man vergißt z. B. bei uns nie, dem Sprichwort: „Langsam Padd kump öök noa de Stadt“ (Langsamer Schritt kommt auch zur Stadt) die Rechtfertigung der Trägheit durch die Ergänzung: „aber nich teo de richtigen Zeit!“ (aber nicht zur rechten Zeit!) zu nehmen. So sind diese formelhaftesten Redewendungen des sozialen Lebens, der Berufs- und Arbeitsethik, der Religiosität usw. Auskünfte zu geben. Zum Zwecke der Ausdeutung wird man das Material am besten nach Sinnphären ordnen. Im folgenden gebe ich nur einige ausgewählte häufige formelhafteste Wendungen, die besonders wichtige Gruppenansichten über das soziale Leben zum Ausdruck bringen.

„Wat ek seine, hoirt nich meine“ (Was ich finde, gehört mir nicht) schärft das Gewissen für die Begriffe Mein und Dein. Einem Nachzügler am Sonntagabend sagt man wohl: „De nich kump teo de rächten Zeit, de is seine Moachtsid quett“ (Wer nicht kommt zur

<sup>149</sup> vgl. unten S. 121.

<sup>150</sup> vgl. S. 79.

rechten Zeit, der ist seine Mahlzzeit quitt) und macht ihn zur pünktlichen Heimkehr. Gegen Gleichmacherei im Urteil wendet sich das Wort: „Man kann nich olens over ainen Ramm schäarn“ (Man kann nicht alles über einen Ramm scheren). Von einem vorlauten Sprachhans sagt man: „De häff jümmern 'n gräort' Wort, aber 'n lüttjen Saart“ (Der hat immer ein großes Wort, aber einen kleinen Bart), oder auch: „De häff in 'n Woern ofe de Gertter in 'n Stäär“ (Der hat es in den Worten wie die Gister im Schwanz). Einem ewigen Strager ruft man unwillig zu: „Diu froages 'n Reoh 'n Ralf af“ (Du fragst einer Kuh das Kalb ab).

Zur Geißelung sozialer Überhebung findet man derbe Worte: „De Reoh is't wall bögaten, dat't 'n Ralf wästen is“ (Die Kuh hat wohl vergessen, daß sie ein Kalb gewesen ist); oder noch drastischer: „Wenn 'n Schättopf 'n Broatpott wänt, denn stink'e“ (Wenn ein Nachtopf ein Broatpott wird, so stinkt er). Und daß äußerer großer Aufwands nur Berechtigung habe, wenn entsprechendes Bestium dahinter stehe, ist in den klassischen Satz eingefangen: „In'e gräote Büngen hoirt 'n gräoten Märts“ (In eine große Hofe gehört ein großer . . .).

Die soziale Bedeutung der formelhaften Wendungen einer Gruppe besteht in der einträglichen Wirkung ihres Gebrauchs. Wer die Sprichwörter einer Gruppe beherrscht, wird als zugehörig empfunden. Sie binden wie die Kenntnis einer Geheimsprache. In ihrer oft stark verhüllenden Einklebung deuten sie auf ihre ursprüngliche Verwendung: was man nicht offen sagen mag, sagt man aus sozialer Rücksichtnahme „verblümt“. Dem Nachbarinn sagt man nicht, wenn er einem Linglaubliches erzählt: „Du lügst!“, sondern: „Dat kann man met 'n Soltschen foilen“ (Das kann man mit dem Goldschub fühlen).

Individuelle Sprechereigentümlichkeiten einzelner Bewohner, vor allem der Gebrauch von „Beimörtern“ (Beimörtern) unterziehen der kritischen Kontrolle des ganzen Dorfes. Viele Zunamen verdanken solchen Beimörtern ihre Entstehung. So gab es einen „äolern Eben“, weil er das Wort „eben“ bei jeder Gelegenheit verbandte. Einen anderen nannte man „Äffer Sinnerk“, weil er jederzeit „affer“ (also) sagte. Nach der Stereotypen Wendung: „dat wil' mei nich obkinnen“ (das wollen wir nicht verkennen), nennt man einen Dritten „Wökinner-Willam“. Es gibt eine Menge solcher Namen in unseren Dörfern, die den sich gegenseitig kontrollierenden dörflichen Gemeinchaftsgeist bezeugen. Verhöhnung, Spöttelei ist eine der schärfsten Waffen jeglicher Gemeinshaft.<sup>151</sup>

Die Frage nach der häuslichen Lektüre unserer Leute erweist von einer neuen Seite her ihre religiöse wie gemeinchaftliche Bindung. Daß sie überhaupt mehr lesen als an Bäumen angeschlagene Bekanntmachungen und durch die Zeitung publizierte Lage- und Gesandtschaften, haben bereits die Ausführungen über Bibel- und Gesangbuch gezeigt. Das Resultat einer Nachfrage nach sonstiger Lektüre befähigte die weit-

<sup>151</sup> vgl. unten S. 135.

gemeinschaft sind also ganz und gar religiös orientiert. Und ebenfalls zeigt sich hier ganz wie beim Büdschmuck völlige Übereinstimmung der Lektüre nicht nur im Dorfe sondern im ganzen Kirchspiel.

Bibel- und Gesangbuchlektüre haben unsere Leute daran gewöhnt, Gesehenes als unbedingte Wahrheit hinzunehmen. Auch die lokalen Zeitungsnachrichten bringen „Tatsachen“, und die Erzählungen aus der Missionswelt berichten von wirklichen Begebenheiten. Der gedruckte Buchstabe hat daher auf unsere Leser von vornherein autoritative Macht. So nehmen sie vielfach auch die sonstigen christlichen Erzählungen als wirklich gezeichnete Begebenheiten hin; es bedeutet eine Beeinträchtigung des Wertes, den die Gesichte für sie hat, wenn man ihnen sagt, sie sei erdichtet. Die novellistisch ausgearbeitete Geschichte des einen Schüchters am Kreuze in einem christlichen Hausblatt, das in einer Familie vor dem Kriege gehalten wurde, las man mit dem größten Interesse. Man tauschte das Blatt in der Nachbarschaft aus und unterhielt sich über diese Geschichte, in der man eine Ergänzung zu der Leidensgeschichte Christi sah. Die Abneigung gegen „Romane“, die eine mit dem Pietismus sich verquickende puritanisch eigeistliche Geistesrichtung erzeugte<sup>155</sup>, mag sich auch deshalb gehalten haben, weil der Roman als Lüge gilt. Durch die Fortsetzungsträume der christlichen Blätter ist hier allmählich eine Wandlung eingetreten. Aber der oft gehörte Zweifel: „Ja, ob das wahr is“ (Ja, ob das wohl mehr ist?) zeigt immer noch die alte Einstellung. Wenn dann der andere sagt: „Och, dat häff sick ainer utdacht!“ (Ach, das hat sich einer ausgedacht!), und der Erste entgegnet: „Seo, aber et könne moahr sein“ (Ja, aber es könnte wahr sein), so macht man sich so in primitiver Weise den Gegensatz von äußerer und innerer Wahrheit einer Erzählung klar. Die Verwunderung dessen, der so etwas sich erdenken könne, ist dann um so größer. Maßstab einer „schönen“ Geschichte ist nach wie vor ihr Gehalt, genauer: ihr religiöser Gehalt. Nur die Jugend gibt gelegentlich der „Liebesgeschichte“ unter dem Strich den Vorzug. Aber über diese Lektüre wird oft genug von den Eltern geschimpft. Abgesehen von dem frommen Gehalt muß ein Buch ergreifend sein, um als schön zu gelten.

Dieselbe Beurteilung des Schönen begegnet auch beim Büdschmuck: man sieht in erster Linie auf den religiösen Gehalt. Ein Bild ist schön, wenn es eine leicht verständliche Illustration zur christlich religiösen Weltanschauung bietet<sup>156</sup>. Ebenso gilt als schönste Musik der Choral. Leute, die einmal in Symont<sup>157</sup> als Badegäste weilten, betonten immer wieder, wie ihnen der Choral, den die Surkapelle morgens spielte, am liebsten gewesen sei.

Auch häuerliche Naturbetrachtung ist religiös gerichtet. Wenn bei der Ermahnung des sonntäglichen Sturganges von einer religiösen Stimmung gesprochen wurde, so darf das nicht mit pantheistischer Natursehwärmerie verwechselt werden. Häuerliches Naturgefühl ist

gehende Übereinstimmung geistiger Interessen: in fast allen Säufern befinden sich dieselben Bücher und Schriften, und die meisten davon sind religiösen Inhalts. Nicht in allen Häusern findet sich eine Zeitung, wohl aber neben Bibel und Gesangbuch eins der kirchlichen Sonntagblätter, meist das in Bethel bei Bielefeld erscheinende „Wesfälische Sonntagblatt“, weniger das Berliner. Es kommt vor, daß die Zeitung, meist nur das „Sübbecker Kreisblatt“, aus Sparamkätengründen abbestellt wird, nicht aber das Sonntagblatt. Das „Sübbecker Kreisblatt“, das erst seit einigen Jahren täglich erscheint, ist in vielen Häusern die einzige Zeitung. An größeren Tageszeitungen werden im übrigen die Bielefelder „Wesfälische Zeitung“ und die „Wesfälischen neuesten Nachrichten“ gelesen. Daneben hat auch neuerdings das sozialdemokratische Organ „Die Weserwarte“ von Minden her in Arbeiterhäusern hier und da Eingang gefunden. Diese Blätter werden von den Männern mehr gelesen als von den Frauen. Der lokale Zeitstreich hat in der Hauptsache nur jugendliche Leser. Weit wichtiger für unsere Häuser sind die kirchlichen Blätter. Neben dem Sonntagblatt, das von vorn bis hinten gelesen wird, sind in vielen Häusern noch das in Gütersloh erscheinende „Evangelische Monatsblatt für Westfalen“<sup>153</sup>, „Die Kindergabe“ und andere christliche Zeitschriften, etwa „Minn und lies“ und „Sonnenstrahlen“ zu finden. Auch den „Christlichen Volkskalender“ schafft sich möglichst jedes Haus zu Beginn des Jahres an. In fast allen Stuben hängt außerdem der mit biblischen Betrachtungen versehene „Neukirchener Kalender“. Vielen ist die Lektüre dieser Blätter ebenso wie Bibellesen Gottesdienst. Mir ist bekannt, daß ein vor Jahren gestorbener alter Mann seinem bereits verheirateten nicht bei ihm wohnenden Sohn vor seinem Tode das Versprechen abnahm, nunmehr auch das „Evangelische Monatsblatt“ zu halten.

Auch was an Büchern im Hause ist, sind vorzugsweise christliche Gebets- und Andachtsbücher. Die verbreitetsten unter ihnen sind die von Johann Friedrich Stark<sup>154</sup>. Man findet außerdem: „Das güldene Kleinod“ von Benjamin Schmolke, das „Predigtbuch“ von Ludwig Hofacker, das „Gebetbuch“ von Harns oder Christian Jensen, „Liedliches Manna“. Außer diesen Gebets- und Andachtsbüchern habe ich noch manche christliche Erzählung, etwa: „Seingefunden“ oder: „Des Herrn Wege sind wunderbar“, „Drei Freundinnen“ u. a. m. neben Missionsstraktaten, die bei Missionsfesten gekauft wurden, gefunden. Klassiker gibt es hier nicht. Gelegentlich werden zur Konfirmation oder aber zur Hochzeit Bücher geschenkt, meist ebenfalls christliche Erzählungen oder Andachtsbücher. Buch und Zeitschrift unserer Haus-

<sup>152</sup> vgl. dazu eine Notiz der Gemeindechronik unter 1855: „Auf besondere Veranlassung wurde in mehreren Gemeinden das Salten der Patriarchen Zeitung eingeführt. Der geringe Sinn der Sandleute zum Lesen öffentlicher Blätter unterbrach jedoch bald darauf diese Einführung“.

<sup>153</sup> f. oben S. 29.

<sup>154</sup> Erschienen bei G. W. Bergmann, Neunruppin.

<sup>155</sup> vgl. auch Max Weber a. a. O., S. 185, Anm. 1.

<sup>156</sup> f. oben S. 64.

<sup>157</sup> Symont ist schon seit Generationen das Bad unserer Bauern.

die Einladung mündlich. Diesen Dienst übernehmen stets die Geschwister des Bräutigams oder der Braut. Der Hochzeitsbitter fährt auf einem mit Buntpapier geschmückten Fahrrad durch die Dörfer. Als Lohn bekommt er allemal Geld, in den meisten Fällen ein Markstück. Gerade diese Gaben stehen sehr unter der Kontrolle der Allgemeinheit und keiner will in das Gerbe des Dorfes kommen wegen eines nicht nach ortsüblichem Maß entrichteten Ladegebildes.

Der in unserer Gegend von den letzten Jahren aufgekommene Brauch des Polterens am Polterabend zeigt die Dorfgemeinschaft von einer grotesken Seite. Es muß vorausgeschickt werden, daß eine Hochzeit im Dorf lange vorher bekannt ist. Weiß man sowieso über alle „Freiereten“ im Dorf Bescheid, so wird man noch besonders aufmerksam gemacht durch die Bekanntmachung des Pfarrers, das „Pf-verkündigen“ von der Kanzel. Für die Brautleute ist es eine peinliche Angelegenheit, denn alle Kirchgänger kennen sich ja und würden, falls sie die Verlobten in der Kirche sähen, sich nicht scheuen, sie anzusehen, wenn sie „von der Kanzel fallen“. Braut und Bräutigam wagen es daher nicht, an diesen Verwandtenkreise am Sonntag der Früher feierte man im kleinen Verwandtenkreise am Sonntag der ersten „Werkündigung“ die „Nöste“, die Verlobung, die man heute meist ein Jahr vor der Hochzeit anzulegen pflegt. Säufig fällt sie aber auch ganz fort. Das Dorf, namentlich die Jugend, liebt eifrig die Aufgebote, die 16 Tage „in'n Bauer, in'n Kassen“ (im Bauer, im Kassen) hängen, der in einigen unserer Dörfer an der Scheune des Vorstehers angebracht ist oder auch wie etwa in Schnathorst mitten im Dorfe auf einem Pfahle thront. Am Mittwoch vor der Hochzeit hat man unter Umständen auch den Brautwagen, der die Mussteuer zum Hochzeitshaufe bringt, durchs Dorf fahren sehen. Endlich ist dieser oder jener unter den Dorfgemeinschaften ja auch eingeladen. Wo also im Dorfe eine Hochzeit ist, weiß jedermann ganz genau.

Am Donnerstagsabend versammelt sich nun die ältere Dorfgeneration und holt, oft auf großem Kuhwagen, von den Müllabladepfählen am Dorfande Blechweimer, Glas- und Zonjherben und anderes altes Gerümpel, um damit die große Tür des Hochzeitshauses zu bombardieren und sich so selbst zur Hochzeit einzuladen. Es hieß für den Hauswirt unklug handeln, diese Selbsteinladung nicht ernst zu nehmen, und so gibt es denn an diesem Abend eine fröhliche Vorfeier der Dorfgeneration. Da auch hier wieder der Wirt unter sozialem Druck steht und den letzten fröhlichen Polterabend womöglich zu überbieten sucht, so ist dieser Polterabend für den Hochzeitgeber allmählich zur Plage geworden. Der Festtag selbst zerfällt für das Empfinden unserer Leute in zwei Teile, in die kirchliche Trauung und die Feier im Hause. Doch auch die Hausfeier steht, wie wir sehen werden, unter religiösem Einfluß. Daß die Eheschließung in erster Linie als religiöser, kirchlicher Akt gilt, zeigt deutlich die Gepflogenheit, zum Standesamt bereits schon am Vorabend der Hochzeit zu gehen und zwar ohne Hochzeitsstaat. Die juristische Bedeutung der Eheschließung tritt gar nicht eindringlich ins Bewußtsein. Vor dem Kriege fand die kirchliche Trau-

vor allem Dankbarkeit für persönliche Segnung Gottes durch gedehliches Wachstum der Feldfrucht und gute Ernteausbeute. Der Bauer sieht die Natur in erster Linie unter ökonomischem Gesichtspunkt. In den meisten Fällen müßte er kaum die wirklich schönen Punkte seiner Umgebung anzugeben. Güte des Bodens und bequeme Beackerrungsmöglichkeit machen eine Gegend „schön“. Der nahe Bergwald des Wiehengebirges wird von Ermachlenen fast nur aufgesucht, um Holz zu schlagen oder in den Bergteilen nach dem Rechten zu sehen. Je weniger unsere Leute ausgeprochene Landwirte sind, um so mehr sind sie für ästhetische Landschaftsreize und Naturvorgänge empfänglich. Dagegen lebt der Bauer in großer Vertrautheit mit der Natur, die sich in seiner Kenntnis von Heilkräutern, in mancher treffenden Bezeichnung von Pflanzen und Tieren und auch in zahlreichen aus der Erfahrung entstandenen Wetterregeln ausprägt.

#### e) Sohe Zeiten der Hausgemeinschaft

Es hat einen tiefen Sinn, daß unsere Hausgemeinde die Zeiten ihrer höchsten Freude und tiefsten Trauer einerseits in einen kirchlich-religiösen Rahmen spannt, sie andererseits in den Einzelheiten ihres Verlaufs nach den für einen größeren sozialen Kreis geltenden Vorschriften regelt. Die überragende Geltung des religiösen Zeils einer jeden großen Familienfeier gibt dieser die Weihe kirchlicher Feste, die die Hausgemeinschaft innerhalb der Gemeinde mitfeiert; nirgends mehr als bei den Hausfesten unserer Gruppe erhalten wir einen Einblick in die gegenseitige Verketzung häuslicher und kirchlicher Gemeinschaft<sup>138</sup>. Die überindividuelle füttermäßige Bindung des Verlaufs innerlicher Familienfeste zeigt die pflichtmäßig empfundene Eingabe der einzelnen Hausgenossen an das größere soziale Gebilde.

Das fröhlichste Treiben im Hause herrscht am Hochzeitstage. Ihm hat dörflicher Brauch das größte Maß an Lebensfreude, Geselligkeit und Sinnengenuss unter allen wichtigen Tagen des Lebens zugestanden. Der Gründertag eines neuen Hausstandes ist der fröhlichste Festtag der Hausgemeinschaft. Als Hochzeitstag gilt immer noch der Freitag, wenn auch aus besonderen Gründen bei kleineren Hochzeiten einmal der Sonntag gewählt wird. Da die Hochzeitsgäste meist in nächster Nähe wohnen — denn Braut und Bräutigam entstammen meist demselben Dorf oder Nachbarorten<sup>139</sup> — so geschieht

<sup>138</sup> Es darf nicht wundernehmen, daß wir schon im Rahmen der Hausgemeinschaft Dinge erwähnen, die wir in der weiteren Untersuchung auch unter der Kirchengemeinschaft behandeln. Sie werden hier und dort unter verschiedenem Aspekt gebracht. Was hier vom Standpunkt der Hausgemeinschaft gesehen wird, betrachten wir dort vom Standpunkt der Kirchengemeinschaft. Ebenso finden manche Auswirkungen der Dorfgemeinschaft schon hier Erwähnung. Bei der innigen Verknüpfung der verschiedenen Gemeinschaftskreise ist das nicht zu umgehen (s. die Hinweise auf S. 115).

<sup>139</sup> Von allen Brautparteen des Jahres 1928 z. B. entfielen 87½ % auf Baare, bei denen Braut und Bräutigam aus demselben Dorf und aus benachbarten Orten stammten. Bei 50 % allein entstammten sie beide dem hiesigen Kirchspiel.



afsetzlich gefärbte Lebensordnung wird an den Hochzeittagen namentlich von der Jugend durchbrochen. Alkoholgenuß und Tanz werden, von wenigen Ausnahmen abgesehen, heute wieder gebildet<sup>101</sup>. Schon an der Kaffeetafel kann ein helles Lachen erklingen, wenn Braut und Bräutigam in ihrem Kaffee kleine anzügliche Nippfächer finden, oder der Braut unter dem Tisch vorsichtig und rasch der Schuh ausgezogen wird, den der Bräutigam wieder einlösen muß<sup>102</sup>. Oder man belüftet sich daran, wie das Brautpaar gemeinsam trinken muß, weil die Laffen des Paars aneinandergebunden sind. Nach dem Kaffee macht die Jugend meist einen Spaziergang, den das Brautpaar anführen muß. Zigarrenarbeiter ziehen auch wohl auf die „Bude“ der nächsten Fabrik, so daß auch die dort arbeitenden nicht-geladenen Altersgenossen nicht selten von der Festimmung der Besucher angeleckt werden. Der Abend bringt dann noch manchen Scherz, für die Jugend vor allem Gesellschaftsspiele und Tanz auf der Diele. Die Miten ziehen sich meist in die Stuben zurück. Einen besonderen Scherz leistet sich die Jugend von Hofen. Dieser Brauch existiert dort erst seit zwei Jahren; es ist nicht abzusehen, ob er weitere Verbreitung findet oder wieder einsinkt. Man nennt ihn die „Hochzeitsreise“. Um Mitternacht erscheint vor dem Hochzeits Hause plötzlich das „junge Volk“ der Hochzeitsgäste mit einem alten Wagen. Auf ihm steht einer mit einer Mistgabel und schwenkt damit eine brennende Sturmlaterne als Jackel. Ein anderer spielt Mundharmonika. Das Brautpaar muß sodann einsteigen, nachdem der Braut der Schleier<sup>103</sup> zerrissen ist und der Bräutigam eine Zipselmütze über den Kopf gezogen bekommen hat. Dann geht es mit dem Wagen unter Halo im Galopp davon. Von Zeit zu Zeit steht der Wagen still, dann muß „geschmiert“ werden: einer schenkt aus einer mitgebrachten Schnapsflasche ein und alle trinken aus einem Glas. So geht die Reise einige Zeit weiter, bis endlich das Brautpaar wieder zum Hochzeits Hause zurück-

<sup>101</sup> Daß der Jugend das Tanzen unterlagert wird, kommt auch heute noch vor. In einem mir bekannten Falle mußte sich die Jugend damit zu helfen, daß sie auf die Diele des Nachbarhofes zog.

<sup>102</sup> In den Tagen der Neuvermählung waren früher öfter, heute seltener, allerlei „Leigelder“ vom Bräutigam zu ziehen. So nähte etwa der Schneider die Taschen des geleisten Anzuges zu, oder der Tischler behielt die Schlüssel der Schränke, oder die Näherin, die mit dem Brautwagen kam, um die Wäsche der Braut ordnungsgemäß in die Schränke zu legen, behielt nach getaner Arbeit den Schlüssel — in jedem Falle mußte der Bräutigam „ainen tubäon“ (einen ausgehen), um die Schlüssel wieder einzulösen oder die Taschen des Anzuges wieder in Ordnung zu bekommen. Die Anerkennung aller dieser Bräuche ist nur auf dem Boden einer innigen Gemeinschaft möglich.

<sup>103</sup> Myrtenkranz und Schleier durften früher nicht von Mädchen getragen werden, die eine „Mißheirat“ eingingen. Diese öffentliche Brandmarkung des „Sichversehens“ fällt immer mehr fort. Doch weiß ich von einem Falle, der sich 1928 ereignete, in dem die eignen Schweltern eines Mädchens, das heiraten mußte, es durchsetzten, daß es weder Kranz noch Schleier tragen durfte.

ung kurz vor dem Mittagessen statt. Die Zeit der Lebensmittelnappheit hat eine Änderung geschaffen, heute erfolgt die Trauung meist gegen 3 Uhr. Auf der Wagenfahrt von der Kirche nach Haus haben hier und da Kinder, aber auch etwa am Wege beschäftigte Leute, einen Strick quer über die Straße gezogen, um zu „schatten“. Der Weg wird nicht eher frei gegeben, bis der Bräutigam das „Schatttegelb“ geworfen hat, früher Kupferpfennige, heute aber Fünf- und Zehnpfennigstücke. Auch dieses Geld steht unter der Dorfkontrolle. Und es würde kaum jemand wagen, sich um diesen Zoll an die Dorfjugend zu drücken. Denn für solche hat man den Vers bereit:

Brint un Bruigen in'e Welt —

Schiff kain'n Bänning Schatttegelb!  
(Braut und Bräutigam in der Welt —  
Dat keinen Pfennig „Schatttegelb!“)

Häufig nimmt die Jugend das Paar schon vor dem Standesamt und der Kirche in Empfang. So kommt man erst nach Überwindung mancher Sperre zum Hochzeitshaus, wo die Kaffeetafel auf der Diele wartet; das Hauptessen ist auf den Abend gelegt. Die Gerichte sind, wie schon früher erwähnt, überall gleich. Die Küche liegt in den Händen der Nachbarfrauen. Der erste Nachbar hat ein besonderes Amt: er sitzt nicht mit an der Tafel, sondern ist oberster Speisemeister. Er hat auch das Tischgebet zu sprechen und nach dem Kaffeetrinken ein oder zwei Gesangbuchverse vorzusagen, die gemeinsam gesungen werden<sup>100</sup>. Ist der Pfarrer oder der Lehrer mit eingeladen, so überläßt man ihm Tischgebet und Bersanng. So steht auch am Anfang der häuslichen Feier religiöser Ernst. Hochzeiten von Angehörigen christlicher Vereine werden, vor allem am Abend, durch Vorträge christlicher Lieder des Psalmen- oder des Eingehorses verschönt. Der Trautege ist nicht selten, namentlich unter den Älteren, Gegenstand der Unterhaltung, und manches Ehepaar führt bei dieser Gelegenheit seinen eigenen Trauanspruch an. Häufig wird auch unter der Hochzeitsgesellschaft eine Sammlung von Gaben für die Mission oder einen sonstigen christlichen Zweck vorgenommen. Unter den Hochzeitsgästen herrscht im Verlaufe des Festes ein fröhliches, zwangloses Treiben. Jede Hochzeitsgesellschaft ist hier ja doch nichts anderes als ein Teil der Dorfgemeinschaft, der sich untereinander kennt, der miteinander lebt, der zusammen arbeitet und nun heute zusammen feiert. Gemeinsam verlebte Jugend, gleicher Bildungsgang, gleiche Weltanschauung, gleiche wirtschaftliche Interessen bilden die Menschen einer einmütig aufklingenden Festfreude. Aus ihr werden alle die Scherze am Hochzeitsstage, die namentlich die Jugend unternimmt, verständlich. Eine unter dem Einfluß des Pietismus entstandene

<sup>100</sup> Früher geschah das nach dem Mittagessen. Wo vereinzelt die Trauung heute noch morgens stattfindet, ist die Sitte so beibehalten. Jedenfalls besteht der Brauch, die Hausfeier nach dem ersten Essen mit einem Choral einzuleiten.

gebracht wird. Hier führt man das junge Paar in die Kammer. Mann und Frau erhalten einen Schnaps, mit dem sie sich gegenseitig zutrinken müssen: „Prost, lieber Mann!“ — „Prost, liebe Frau!“ Daß das bei mancher Braut überwindung kostet und mancherlei Spaß abgibt, läßt sich denken. Doch wird ihr der Trinkspruch nicht geschenkt. Nach diesem Akt zieht man ihnen die Schuhe aus, packt sie mit den Kleidern ins Bett und läßt sie allein. Vorher hat man aber nicht versäumt, unter das Bett eine Weckuhr zu stellen, die nach einer Viertelstunde meckt, dann muß das Paar wieder erwachen. — Die Hochzeit dauert bis nach Mitternacht. In der Nacht gibt es noch einmal belegte Brötchen zu essen. Am Sonntag nach der Hochzeit ist im engeren Verwandtenkreis eine stille Nachfeier. Das junge Paar geht morgens im Abendmahlskleid zur Kirche.<sup>104</sup>

Noch mehr als bei der Hochzeit liegt bei der Kindtaufe und der Konfirmation der Schwerpunkt des Tages für das Volksempfinden unserer Gegend auf dem kirchlichen Akt, der dann, namentlich bei der Konfirmation, der häuslichen Feier ihr Gepräge gibt. Ist in einem Hause das erste Kind geboren, und ist es ein Junge, so feiert man auch heute noch — namentlich gilt das von den Bauernhöfen — die Kindtaufe in größerem Stil. Doch haben die Kindtauffeiern heute durchweg kleinere Ausmaße angenommen. Meist findet die Taufe am ersten oder zweiten Sonntage nach der Geburt statt. Eine der Tanten des Kindes oder eine andere Verwandte trägt das Kind zur Kirche. Nur bei den größeren Kindtaufen, zu denen auch die Nachbarn geladen werden, tut es die Nachbarin. Die Taufe findet — mit Ausnahme einer Nottaufe — regelmäßig im sonntäglichen Hauptgottesdienst nach der Predigt vor der versammelten Gemeinde statt. Sie ist ganz in den sonntäglichen Gottesdienst eingebettet, und die ganze Gemeinde, die ja ohne Ausnahme Vater und Mutter des Kindes kennt, ist mitfeiernder Zeuge des Lauffestes, der Aufnahme des Kindes in die kirchliche Gemeinschaft. Und manche Frau der Gemeinde, die das Haus hüten mußte, fragt mittags die von der Kirche Heimkehrenden: „Welchen Spruch häßt kriegen?“ (Welchen Spruch — Lauffpruch — hat es bekommen?) Die Beziehung des Lauffestes zu seinen Paten wird dadurch wachgehalten, daß sie an bedeutungsvollen Tagen im Leben des Kindes eingeladen werden und ihr Patenkind beschenken. So ist es vor allem üblich, daß der erste der Paten seinem Patenkind zur Konfirmation eine Bibel schenkt. Stirbt das Kind früh, so werden die Paten, auch wenn sie nicht zur Verwandtschaft gehören, trotzdem „in die Trauer“ geladen, d. h. als nächste Verwandte gerechnet.<sup>105</sup>

Die Mutter des neugeborenen Kindes wird während des Wochenbettes von Verwandten und Nachbarn, die Säuerin auch von den

<sup>104</sup> Früher ging man nicht im dunklen Kleid, man trug an diesem Tage irgendeinen farbigen Strug, den man zur Hochzeit neben dem Hochzeitstisch erhalten hatte.

<sup>105</sup> f. unten S. 93.

Arbeitsleuten besucht. Dieser Besuch ist pflichtmäßige Gütte, und auch das „Stüangel“, das, was man der Wöchnerin mitbringt, liegt fest: ein Pfund Zucker, ein halbes Pfund Kaffee, kleine Zinobüchse, und auch wohl eine Flasche Wein. Der erste mütterliche Gang, den die junge Mutter aus dem Hause tut, ist der „Kirchgang“. Diese Gütte des Aussegnungsganges wird streng beobachtet. Als eine neu herangezogene Lehrerin in einem der Dörfer unseres Kirchspiels ihn aus Unkenntnis unterließ, gab es die größten Redereien und Verdächtigungen. Er gehört zum christlichen Lebenswandel einer Mutter, wie auch der Abendmahlschung vor der Niederkunft feststehende Gütte geworden ist.<sup>106</sup>

Von der häuslichen Feier der Konfirmation gilt noch mehr als von der Kindtaufe, daß sie unter der ernstesten Nachwirkung der morgendlichen Feier im Gotteshause steht. Sie gibt mit dem Ernst und der Weihe des ersten Abendmahlschmattes dem ganzen Tag seine Note. Da für unsere Jugend aber mit der Konfirmation auch Schulentlassung und Berufswahl zusammenfallen, so hat diese Zeit nicht nur eine religiös-kirchliche, sondern auch eine ökonomisch-praktische Bedeutung für den jungen bauerlichen Menschen. Auf diese Bedeutung für das berufliche Leben weisen unsere Leute unermüdet hin, wenn sie bei der Einladung zur Konfirmation sagen: „Weiß kreßt ainen iut de Schuele“ (Wir bekommen einen aus der Schule). Mit dem 14. Lebensjahr, eben mit dem Schulabschluß, beginnt der Ernst des Berufslebens für beide Geschlechter: die ganztägige Sprachschule im bäuerlichen Betrieb, in der Lehre des Zigarrenmachens auf einer Wude oder im elterlichen Hause, oder für einen Jungen in einer Werkstätte des Ortes oder eines Nachbarortes. Der Junge erhält eine lange Hose und einen Hut, Tischenuhr und Schirm<sup>107</sup>; das Mädchen steckt die Zöpfe auf. Die Schulentlassung, die meist am Sonnabend vor der Konfirmation stattfindet, gestaltet sich zu einer eindrucksvollen Feier. Wie den Eintritt in die Gemeinschaft der Ernachten Sprachänderung und Tischenuhr symbolisieren, so den Beginn der selbständigen Teilnahme an der kirchlichen Gemeinschaft die Ausrüstung mit eigener Bibel und eigenem Gesangbuch. Die Bibel ist meist ein Geschenk des ersten Paten, sonst der Eltern<sup>108</sup>. Sie wird, wie auch meist das Gesangbuch, durch den Pfarrer besorgt. Auch die überreichung wenigstens der Bibel findet in feierlicher Weise in einem Nachmittagsgottesdienst am Konfirmationstage statt. Nach der Konfirmation

<sup>106</sup> f. unten S. 165 f.

<sup>107</sup> Als interessanteste Tatsache mag berichtet werden, daß die Jungen in Rothensuffeln, das zur benachbarten Kirchengemeinde Bergkirchen gehört, früher zur Konfirmation auch einen Spagierstock, den man bei uns fürmig den „Bubberdagstock“ nennt, erhielten. Diesen Stock nahm man bei dem Aufstieg auf den Berg zum sonntäglichen Gottesdienst mit.

<sup>108</sup> Bei dem Vorgänger des jetzigen Pfarrers bekam ein Kind von diesem die Bibel geschenkt, wenn es den 119. Psalm auswendig wußte, der bekanntlich der längste ist.

vorbehaltenen grundsätzlich für jeden Mann des Dorfes offen sind, die Teilnahme ihrer Hausgenossenschaft ermessen; und durch Glockengeläute am Tage vor der Beerdigung wurde die ganze Gemeinde an den Schmerz einer Familie in ihrer Mitte erinnert.

Bei keiner Veranstaltung der Hausgemeinschaft wird den Gäben der Verwandtschaft so nachgepörrt, als bei den Einladungsvoorbereitungen zur Totenfeier. Bis in die Nachbardörfer gehen die Leichenbitter, um die Totenfeier anzusagen. Aus dem Dorf selbst wird über den Nachbarkreis hinaus meist noch der betreffende „Strang“, das nächste Ortsviertel, geladen. Das Leichengefolge gruppiert sich in zwei Zeile, in solche, die „in die Trauer“ geladen sind und die übrigen. Die „Trauerleute“ bilden die nächsten Verwandten oder auch Leute des Ortes, mit denen die Familie des Verstorbenen in sonstigem engen Verhältnis, etwa im Arbeitshilfsverband, steht. Sie sammeln sich schon zeitig vor Beginn der Leichenfeier und sitzen stumm in der Stube, während sich um den auf der Diele aufgebahten Toten die übrigen Geladenen sammeln. Wenn Pfarrer und Lehrer nicht mehr fern sind, kommt der erste Nachbar an die Stubentür und gibt ein Zeichen, ob die Angehörigen den Toten noch einmal sehen wollen. Bevor man den Sarg schließt. Dann schreiten sie hinaus auf die Diele, schäeren sich noch einmal um den Toten, verharrten einen Augenblick und schreiten stumm wieder zur Stube zurück. Der Tischler schließt dann mit Hilfe der Nachbarn den Sarg und zündet die Kerzen an, die auf dem Sargdeckel aufgestellt sind. Indessen hat sich die Frauergemeinde versammelt. Sie steht zu beiden Seiten des in der Mitte aufgestellten Sarges. Von zwei an beiden Seiten der oberen Diele quer angebrachten Stäben wahren zwei lange weiße Sinnenmücher<sup>170</sup>. Vor dem Sarg, nach der großen Tür der Diele hin, stehen zwei Stühle für den Pfarrer und Lehrer. Auf dem einen liegt eine Bibel. Hinter dem Pfarrer und dem Lehrer haben der Posaunenchor und die Schüler der oberen Schulkasse Aufstellung genommen. Die große Tür der Diele ist weit geöffnet, so daß jene meist zur Hälfte noch auf dem Hof stehen.

Zur Einleitung spielt der Bläserchor irgendein geistliches Lied. Dann sagt der Lehrer den Einleitungsgefang an, der unter der Begleitung des Bläserchors gesungen wird. Bei dem letzten Verse gibt der Nachbar den Trauerleuten in der Stube Bescheid, und nun schreiten sie abermals hinaus und stellen sich um den Sarg, die Männer zur Rechten, die Frauen zur Linken, um die Leichenrede des Geistlichen zu hören. Die Aufstellungsordnung ergibt sich im einzelnen nach dem Grad der Verwandtschaft zu dem Toten. Nur in einem Fall herrscht bis heute keine Einstimmigkeit: ist der Großvater des Hauses gestorben, so erhält die ins Haus geheiratete Schwiegertochter in manchen Häusern mit den Enkelkindern vor den eigenen, aber aus dem Hause ausgeheirateten Kindern des Verstorbenen oder der eingetragenen Schwiegerkinder den Vortritt, in anderen Häusern dagegen

<sup>170</sup> f. oben S. 59, Anm. 113.

ändert sich auch der Kirchenplatz. Von nun an sitzt der Konfirmierte auf den Plätzen der schulenältesten Jugend<sup>169</sup>.

Die kirchliche Feier der Konfirmation gehört zu dem Eindrucksvollsten im Leben unserer bäuerlichen Menschen<sup>170</sup>. Einsegnung und Abendmahlsfeier der Konfirmanden, die bis zu diesem Tage auf dem Chöre nahe dem Altar sitzen, finden im Rahmen des Morgengottesdienstes statt. Die Namensnennung der einzelnen Kinder und die Verkündigung der Konfirmationsprüche interessiert die Gottesdienstgemeinschaft aufs lebhafteste. Seinen eigenen Konfirmationspruch behält jeder bis ins Alter hinein, und es gilt als Schande, ihn bei einer späteren Gelegenheit nicht nennen zu können. Die Erinnerung an die eindrucksvolle gemeinsame Konfirmationsfeier, die die zwei Jahre gemeinsamen kirchlichen Unterrichts abschließt, hält gleichaltrig Konfirmierte für ihr ganzes Leben zusammen. Der nächstjüngere oder nächstältere Jahrgang der Dorffugend bekundete früher seine Teilnahme durch die Gabe eines großen „Matthiasstuten“, heute durch geschriebene Gratulationskarten. Oft bahnen sich hier bereits die Beziehungen der „Trupps“ unter der Dorffugend an, die zwar meist mit dem Schuljahrgang, jedoch nicht immer mit ihm identisch sind<sup>171</sup>.

Lag der Schwerpunkt für Kindtaufe und Konfirmation auf der kirchlichen Feier und überragte sie an Bedeutung die häusliche Festlichkeit, die zu jener eigentlich nur ein Nachspiel ist, so steht beim Tode gerade die häusliche Feier im Mittelpunkt. Die Leichenfeier, ganz und gar religiös bestimmt, spielt sich in erster Linie in den Räumen des Hauses ab. Im übrigen zeigt auch der stimmungsvoll festgelegte Verlauf der Leichenfeier mehrfach, wie sehr das häusliche Leben unserer Gruppe innig verbunden ist mit den größeren sozialen Gebilden der Nachbarschaft, der Dorf- und Kirchengemeinschaft. Entsteht der Tod der Hausgenossenschaft ein noch nicht entbehrliches Glied, so wird der Todesfall sehr stark als Schädigung der Familiengruppe empfunden. In diesem Falle nimmt die ganze Gemeinde besonders regen Anteil, um so mehr, wenn auch sie als Gruppe einen merklichen Verlust durch den Tod des Betroffenen erleidet. So wurde der Tod eines Stellmachers in diesem Jahre besonders von der bäuerlichen Bevölkerung unserer Gemeinde viel besprochen und betrauert, da er in seiner Arbeit, wie man sagte, „unerlässlich“ sei<sup>172</sup>.

Bevor die Leichenfeier im Trauerhause stattfindet, ist bereits die Nachbarschaft in ihren durch die Gabe genau geregelten Diensten getreten<sup>173</sup>. In der Nähe wohnende Männer des Dorfes haben durch ihre Beteiligung an den abendlichen Totenwachen<sup>174</sup>, die, abgesehen von der am ersten Tage stattfindenden, nur dem Nachbarschaftsverband

<sup>169</sup> f. unten S. 130. <sup>170</sup> vgl. oben S. 20. <sup>171</sup> vgl. unten S. 110 f., 127.

<sup>172</sup> f. unten S. 136. <sup>173</sup> f. unten S. 102.

<sup>174</sup> Bei der Totenwache handelt es sich um ein Gesellschaftsfeiern. Früher wurden Totenwachen auch über Witternacht hinaus ausgedehnt, die Angehörigen des Toten gingen zu Bett.

nicht. In den Fällen, in denen die Schwiegerkinder lange und in Einklang mit dem Verstorbenen in einem Haus gelebt haben, wird sehr oft die Unerschlossenheit der Prävalenz zwischen Blutsverwandtschaft und Hausgemeinschaft zugunsten dieser entschieden.

An jeder Beerdigung nimmt das Dorf durch seine Schule teil. So werden die Kinder bereits in frühen Jahren sittenmäßig angehalten, im öffentlichen Leben der dörflichen und kirchlichen Gemeinschaft mitzuwirken. Nach einem gemeinsamen Gesänge, den der Lehrer in Abschnitten vorlegt, gruppiert sich der Leichenzug. Während dieser Zeit gibt der Nachbar jedem Schüler einen Stuten oder Groschen. Einer der Schüler ist zur Kirche oder zur Schule vorausgegangen, um das Kommen des Zuges anzufangen. Zieht das Trauerhaus im Ort, so läuten die Glocken beim Ankommen des Schülers, liegt es außerhalb, so beginnt das Geläute, wenn der Zug ins Dorf einzieht und verkündet abermals allen, daß der Sote jetzt zur Ruhe geleitet wird.

Die Nachfeier, die mancherorts als „Leichenjchmaus“ bekannt ist, besteht in unserer Gemeinde schon seit langer Zeit in einer durchaus würdigen Versammlung der Geladenen um eine auf der Diele aufgestellte Kaffeetafel. Es gibt keinen Kuchen wie bei der Hochzeit, sondern Zwiebäcke und Korinthenbrötchen. Das Kaffeetrinken wird mit einem Tischgebet eröffnet und mit einem oder zwei vorgelesenen Versen des Gesangbuches und mit Gebet beschlossen. Sind Pfarrer oder Lehrer geladen, so übernehmen sie das Antragen, sonst ist es das Amt der ersten Nachbarn. Der Krieg hat auch hier infolge der Lebensmittelknappheit eine Einschränkung gebracht, vielfach fiel die Nachfeier ganz aus, oder es versammelten sich nur die nächsten Anverwandten. Doch lebt der Brauch heute allmählich wieder auf. Die Verwandtschaft bleibt gewöhnlich bis zum Abend im Trauerhause, um die Trauernden in wirksamen Dingen ihrer Unterstützung zu versichern und ihnen in ihrer Trauer nach der Beerdigung noch einige Stunden Gesellschaft zu leisten. Der ganze Tag der Leichenfeier steht unter dem Zeichen religiöser Sammlung, und nie mehr als an diesem Tage zeigt unsere Hausgemeinschaft beides so ineinander verschärft: ihre soziale Verkämmerung mit Sippe, Nachbarschaft, Dorfgemeinschaft und ihre religiös-kirchliche Gebundenheit, wenn sich in dem lichtgedämpften Raum der Diele, die an diesem Tage zum Kultraum wurde, Hausgenossenschaft, Verwandte und Nachbarn, Pfarrer, Lehrer, Schüler, kirchlicher Chor und eine Anzahl der Dorfsassen um den Soten scharen. —

#### V o r n a m e n

Eine Betrachtung der Vornamen unserer Gruppe gewährt neben einem Einblick in den Geist dörflicher Gemeinschaft auch eine Anschauung von dem Kulturwandel in bäuerlichen Sozialgebilden. Auch vor der großen Umgestaltung bäuerlichen Kulturlebens, wie sie das 20. Jahrhundert erlebte und erlebt, hat bäuerliche Schicht aus höflicher und städtischer Kultur Güter übernommen oder vorhandene ihnen an-

geglichen, nur das Tempo der Wandlung ist beschleunigt und allerdings damit der Abstand zwischen den Kulturen geringer geworden. Das bestätigt auch ein Vergleich der heutigen Vornamen unserer Gruppe mit den früher üblichen. Ein Blick auf die Vornamen der letzten Generation<sup>176</sup> zeigt zunächst trotz scheinbarer Mannigfaltigkeit im ganzen eine überraschend große Einheitlichkeit, sobald man auf ihre Beliebtheit achtet. Besonders bei den Knaben entfällt die größte Anzahl aller Vornamen auf nur fünf Namen: Heinrich, Friedrich, Wilhelm, Karl und Hermann. Von sämtlichen 2688 Vornamen in einem Zeitraum von 23 Jahren entfallen — die Zahl der neuerdings üblichen Kurzformen Fritz, Heinz, Willy von zusammen 31 mitgerechnet — allein 1906 auf die fünf Namen. Das bedeutet, daß rund 71 % aller Vornamen Heinrich, Friedrich, Wilhelm, Karl und Hermann heißen. Bei den Mädchen ist die Häufung der Namen nicht ganz so groß. Die jeweils ortsüblichen Mädchenamen zeigen auch nicht die Konstanz der Knabennamen. Doch entfallen von 2625 Vornamen in 23 Jahren immerhin 1592, also rund 60,6 % auf die sechs Namen: Anna, Marie, Luise, Frieda, Nina und Emma. Dieselbe Tendenz nachahmender Angleichung, die ein Merkzeichen gemeinschaftsgebundener sozialer Gruppen ist und uns bereits öfter in materieller Gestalt oder in Sitte und Brauch objektiviert entgegengetreten ist, erweist auch diese Vornametafel. Man gibt dem neugeborenen Kinde den Namen der Eltern, der Paten oder der Nachbarkinder. Man hat nicht das Bedürfnis, den Vornamen seiner Kinder von andern zu unterscheiden. Vornamen, die aus der Anzahl der gerade üblichen herausfallen, gelten als Anzeichen einer dem sozialen Stande und der Dorfgemeinschaft entzogenen Gesinnung. Die Häufung gleicher Vornamen ist Gradmesser des Gemeinheitsbewusstseins.

Und doch ist die Bevorzugung der heute üblichen Namen erst verhältnismäßig jung, wie andererseits auch sie einst durch eine andere abgelöst werden wird. Der Name Luise z. B. dürfte auch in unserer Gegend in dieser Bevorzugung, die er bis heute hat, erst gut hundert Jahre vorkommen. Die Bedeutung der Vornamen in den angefallenen Herrscherhäusern für die Namengebung der Untertanen ist bekannt. So ist die heutige Beliebtheit der Vornamen Friedrich und Wilhelm als Einfluß der Namen im Hohenzollernhause zu erklären. Wenn auch unter den Kindern, die augenblicklich die Schule besuchen — also unter den Jahrgängen 1916—1923 — noch 125 von 193 Knaben, d. h. 65,1 %, jene fünf Vornamen und 126 von 223

<sup>176</sup> f. Tabelle im Anhang. Sie bietet sämtliche Vornamen der in den Jahren 1905 bis 1928 im Kirchspiel Schnathorst geborenen Kinder. Erst seit 1905 ist Schnathorst ein eigener Standesamtsbezirk, der damals vom Amt Hülfhorst abgetrennt wurde. Da nach einer Verfügung die Rufnamen in den Standesamtsregistern neuerdings nicht mehr unterstrichen werden dürfen, ließen sich diese nicht ohne weiteres feststellen. Sie sind für die 3. St. die Schule besuchenden Kinder ermittelt worden und in besonderen Tafeln aufgeführt.

Mädchen, d. h. 56,5 %, jene sechs Vornamen tragen, so tauchen immer mehr neue auf, und unter ihnen werden einige wieder besonders bevorzugt<sup>177</sup>. Auf der anderen Seite werden manche Namen, die bisher üblich waren, immer seltener und scheiden zuletzt aus; womit nicht gesagt ist, daß sie nicht — etwa in einer Kurzform — eine Zeit neuer Beliebtheit erleben könnten.

Die in der Tabelle an der Spitze stehenden heute nicht mehr bevorzugten Vornamen waren noch im vorigen Jahrhundert überaus häufig, wie Grabsteine, Gausinschriften und Urkunden erweisen. Heute werden sie als Namen ältester Großväter den Neugeborenen noch mitgegeben, aber nicht mehr als Rufnamen. Ferdinand, Gottlieb und Christian scheiden als Rufnamen schon lange aus. Auch Katharine, Charlotte, Henriette und Friederike, einst ortsübliche Vornamen in unseren Dörfern, stehen auf dem Aussterbeetat und sind als Rufnamen ebenfalls längst ausgeschieden, während sich Karoline und Wilhelmine in den Kurzformen Nina und Minna vorläufig gehalten haben; aber auch Minna kommt als Rufname unter den jetzigen Schulkindern nur noch einmal vor.

Die neuen Vornamen, die in den aufgezeigten Jahrgängen in größerer Anzahl auftauchen und in beschleunigtem Tempo ältere Namen ablösen, werden in der Hauptsache von sozial höherstehenden<sup>178</sup> oder doch solchen Familien in die Gruppe eingeführt, die als „Ausländer“ gelten, d. h. aus einer weiteren Umgebung eingewandert sind oder doch Verwandtschaftsbeziehungen nach auswärts haben<sup>179</sup>. Neue Vornamen können auch von Dienstmädchen, die in der Stadt waren, mitgebracht werden, so daß also ein Name zuerst in der niederen sozialen Schicht üblich ist. Im allgemeinen aber ist die Wahrnehmung zu machen, daß die von den sozial höherstehenden gegebenen Namen allmählich in bewußter Anlehnung von den übrigen aufgenommen werden. In unserer Gruppe sind fast alle neuen Namen nachweislich durch Familien des Pfarrers, der Lehrer, der Kaufleute, der Postbeamten, der Werkführer, der Bauunternehmer usw. eingeführt. Oft finden sie schon in den nächsten Wochen Aufnahme, denn die Vornamen sind ja, da die Tauffeier angeht, der Gottesdienstgemeinde vollzogen wird und der Kirchengang sehr reger ist, sehr bald in allen Häusern bekannt. So erklärt sich die bei neueingeführten Vornamen rasche Verbreitung in einem Jahre<sup>180</sup>. Es fällt ebenfalls auf, daß in den Geburtsregistern nicht nur derselbe Name, sondern auch dieselbe Kombination von Namen kurz hintereinander erscheint. Ursprünglich und wohl von vornherein übernommen ist die Zusammenstellung Friedrich Wilhelm. Aber auf Anlehnung an eine in der sonntäglichen Tauffeier gehörte Namensfolge sind etwa die häufigsten Zusammenstellungen Heinrich Gustav, Karl Heinrich u. a. zurückzuführen.

<sup>177</sup> Etwa Selmut, Erich, Werner, Gustav — Martha, Elisabeth, Estriede, Silde (s. Tabelle).

<sup>178</sup> In der Tabelle mit einem \* bezeichnet.

<sup>179</sup> In der Tabelle mit einem (•) bezeichnet.

<sup>180</sup> vgl. etwa: Gertha, Annelieste, Werner, Selmut.

## f) Die Hausgemeinde als religiöse Gemeinschaft

Namentlich die Betrachtung der bedeutungsvollen Familienfeste hat uns gezeigt, wie sehr bäuerliche Hausgemeinschaft unseres Gebiets unter religiös-kirchlichem Einfluß steht. Bei der religiös orientierten Lebensanschauung der Glieder unserer Gruppe und bei ihrer großen Sozialsinnlichkeit leuchtet ohne weiteres ein, daß kirchliche Gemeinschaft, worunter das ganze Feld soziologischer Beziehungen auf religiöser Basis im Hinblick auf die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kirche verstanden wird, auf alle Lebenskreise ausstrahlt. Das zeigt sich am deutlichsten, wenn sich die Hausgemeinschaft als konkrete Wiederholung der Gottesdienstgemeinde im Kleinen darstellt: in den Zeiten gemeinsamer Andacht, gemeinsamen Gebets, gemeinschaftlichen geistlichen Liebs.

Wir sehen, daß die bäuerliche Hausgemeinschaft bei jedem Fest, meist im Verein mit Nachbarn und sonstigen Geladenen durch gemeinsames Gebet und Gesang zu einer Kultgemeinschaft vereint wird. Vor allem trat uns die Leichenfeier als häuslicher gottesdienstlicher Zusammenschluß entgegen. Regelmäßiges Tischgebet bindet täglich die Hausgemeinschaft aufs neue. Nach dem Morgenkaffee, besonders am Sonntagmorgen, wird noch heute in manchen Häusern, wie früher ganz allgemein, der Morgenlegen aus dem Andachtsbuch gelesen oder auch die Tagesbetrachtung des Neukirchner Abreißkalenders. Auch zu Abendandachten setzt man sich hier und da zusammen. Das einprägsamste Bild religiöser Ergriffenheit bietet eine Hausgemeinschaft wohl während eines starken Gewitters, wenn etwa die Großmutter aus einem Andachtsbuch laut ein Gebet um gnädige Beistimmung liest, oder die übrigen gedämpften Tones einen Choral singen. Wenn in jüngerer Zeit auch lautes Gebet und Gesang während des Gewitters seltener geworden sind, so sitzen doch bei einem starken Gewitter die Hausgenossen still beisammen. Nachts werden alle geweckt, tags läßt man Essen und Arbeit ruhen: ein Gewitter ist Sprache des Himmels und wird mit demütiger Gebetshaltung beantwortet.

## 2. Die Nachbarschaft

Eine völlig isolierende Herauslösung der Hausgemeinschaft mit ihren Lebensäußerungen aus dem größeren Komplex sozialer Beziehungen läßt sich nicht erreichen; immer wieder — das ergab unsere Betrachtung — ragen die übrigen sozialen Gebilde hinein, so sehr ist das Leben bäuerlicher Hausgemeinschaft in seinem Ablauf mit dem der übrigen sozialen Gebilde verknüpft, vor allem mit dem der Nachbarschaft, sie bildet die wichtigste Brücke zwischen Haus- und Dorfverband. Wo die Institution der Nachbarschaft zerbröckelt, so wohl in ihrem lebendigen Sinn und der alltäglichen Beziehungen als in ihrem festgelegten und geschützten Brauchtum sich schmerzlicher Sagemann, bäuerliche Gemeinshaftskultur in Norbravensberg.

Stunden, fehlt auch dem größeren Sozialgebilde das Bindemittel eines persönlichen, lebensvollen Zusammenhaltens, der mehr als bloßes Beisammenwohnen bedeutet und für mehr als nur zur Wohnung gemeinsamer wirtschaftlicher Interessen bestimmt ist. Denn innerhalb unserer bäuerlichen Gruppe ist zwischen Haus- und Dorfgemeinschaft eine nicht geringe graduelle Steigerung hinsichtlich ihrer Objektivität festzustellen; die Nachbarschaft hat wie die Hausgemeinschaft jene Wärme intimer Lebensbeziehung<sup>181</sup> und überbrückt so den schroffen Übergang zwischen der Hausgemeinschaft und dem weiteren sozialen Kreis der dörflichen Anwohner, gibt damit aber zugleich dem Leben des Dorferverbandes einen Schuß blutvolleren Wechselspiels. Darin aber liegt die ethische Bedeutung der Nachbarschaft, daß die nachbarliche Dauerbeziehung, die beisammenwohnende Menschen durch ihr Leben hin begleitet, und in die fortwährend die am Plage verbleibende Jugend hineinwächst, gegenseitige Hilfe und Förderung in den mannigfaltigsten Lebenslagen über den Kreis der Verpflichtungen, die die Blutsbande innerhalb der Verwandtschaft fordern, gemährt. Alles Brauchtum der Nachbarschaft trägt den Sinn der Aktualisierung dieser Gemeinschaftsgegnung.

#### a) Die verschiedenen Nachbaverhältnisse

Unser Dörfen werden durch offene Hofanlage charakterisiert. Ein Gehöft ist offen dem andern zugewandt, nur die Straße trennt oft das eine vom andern, reguliert aber nicht immer abgrenzend die Besitzverhältnisse. In der Dorfschaft Solsen liegen 3. B. zwei Feuerlingshäuser in genau umgekehrter Richtung ihrer Hofzugehörigkeit zu beiden Seiten der Straße. Diese offene Hofanlage ist ein Zeichen für jene Rückhaltlosigkeit, die unsere Leute dem Nachbarn gegenüber kennen. Natürlich weiß der Bauer ganz genau die Grenze zwischen seinem Hof und dem des Nachbarn, nur liegt ihm nichts an ihrer übermäßigen Markierung. Wo aber einmal ein Nachbaverhältnis durch irgendeinen Streit gestört ist, da kann zwischen Säulern, die, wie man zu sagen pflegt, „sich gegenseitig in die Fenster gucken“, eine hohe Bretterwand entstehen, die ein Her- und Hinüberhinaus verhindert. Solche Fälle sind allerdings selten. Wo Nachbarn ein Stück Land, etwa eine Wieße gemeinsam besitzen, wie 3. B. in Solsen, erwarten sie in jährlicher Wechselsolge. Dauernde oder doch wenigstens vorübergehende Brunnengemeinschaft ist ebenfalls nicht selten, wie auch das gemeinschaftliche Feuer von Gräben und Graswegen in der Gemarkung zum Süten des Viehes besonders bei „kleinen Leuten“ häufig ist, die sich dann untereinander mit der Regelung auseinandersetzen.

Gewöhnlich gelten als Nachbarn die nächsten Anwohner. Ihre Zahl ist nicht einheitlich, doch schwankt sie zwischen vier und acht.

<sup>181</sup> Daß Rechte und Pflichten der Nachbarschaft statutenmäßig in besonderem Schriftstück fixiert sind, wie es für andere Gegenden bekannt ist, ist für unser Gebiet nicht bezeugt.

Die Vierzahl ist bestimmt durch die für das Tragen eines Rindesarges erforderliche Mindestanzahl. Zum Tragen eines großen Sarges sind sechs Männer notwendig. Wenn auch heute bei weiten Wegen ein Sotemwagen fährt, so ist der Weg vom Friedhofstor bis zum Grabe oft noch so weit, daß zwei „Spann“, das sind zwölf Träger, gehalten werden müssen. Da außerdem mindestens der erste oder auch zwei Nachbarn im Trauerhaufe bleiben müssen, um die Kaffeetafel herzurichten, so wird in diesen Fällen über den Nachbarschaftskreis auf die nächstfolgenden Anwohner übergegriffen. Ein bemerkenswerter Fall, in dem eigentliche Aufgaben der Nachbarn weiter in den Dorferverband hineingetragen werden.

Die einzelnen Nachbarn stehen in einer bestimmten Rangordnung. Im geschlossenen Dorf liegt der Nachbarschaftsverband in seinem Umfang von alters her fest. Außerhalb der Dorfschaften aber, im Bereich der „Neubauer“, wird der Nachbarkreis durch Zwischenstellungen ständig aufgefüllt. In solchen Fällen kann der erste Nachbar im Laufe der Generationen, insofern hier der nächstamwohnende diese Vorrangstellung erhält, wechseln. Wird der Nachbarnverband infolge von Neubauten zu groß, so scheiden die, die am weitesten entfernt wohnen, aus. Nicht immer aber setzt sich der Kreis der Nachbarn nur aus Anwohnern zusammen. Es gibt Nachbaverhältnisse, in denen weit entfernt Wohnende als Nachbarn gelten. Das trifft zunächst zu bei Feuerlingen, die nicht auf dem Hofe ihres Bauern, sondern außerhalb des Dorfes auf dessen Ländereien wohnen. Für diese Feuerlinge ist, wie bei den unmittelbar auf dem Bauernhöfen wohnenden, ihr Bauer stets der erste Nachbar. Der Bauer verbleibt, wenn auch nicht als erster Nachbar, weiter dann im Nachbarschaftsverbande, wenn der Feuerling sich draußen auf selbsternannten Acker ansiedelt, den Feuerlingsvertrag aufgibt, sonst aber im Arbeitsverhältnis des Bauern bleibt. In dem mit vorstehenden Falle liegt der Zeitpunkt der Eigenstellung bereits 30 Jahre zurück. Daß solche Neubauer gelegentlich, wenigstens zur Hochzeit, den Bauern, von dem sie ihr Hausland erworben hatten, als Nachbarn luden, ist bereits früher erwähnt.<sup>182</sup> Auch zu anderen Familien als zu der des Hofbauern haben sich nicht selten die Nachbarschaftsbeziehungen dieser Feuerlinge erhalten.

#### b) Der nachbarliche Freundschaftsverband

Die brauchartig objektivierten Beziehungen der Nachbarschaft sind oft durch enge Freundschaft vertieft. Ein reger täglicher Verkehr spielt sich häufig zwischen den Säulern ab. Die Nachricht von einem Unglücksfall oder einem plötzlichen Todesfall im Ort wird von einem Nachbarn zum andern plöglichsten Todesfall im Ort wird von einem zu einem Plaudertründchen zu besuchen. Besonders aber sind die Kinder beim Nachbarn oft wie zu Hause. Der freundschaftliche Verkehr zwischen Nachbarn zeigt sich vor allen Dingen im Beschenken

<sup>182</sup> f. oben S. 78.

setzt er ein an wichtigen Tagen der Freude, der Trauer und der Not. Aber auch sonst kann täglich an ihn appelliert werden. „Eck kommt'n doch nich affäggen, et is in'e Nocherchopp“ (Ich konnte es ihm doch nich abfagen, es ist in der Nachbarschaft), befristigt die bewußte Anerkennung einer nachbarlichen Hilfsbereitschaft, vor der persönliche Bedenken schweigen. Sei es, daß ein Fuder Holz vor der Haustür umgestürzt werden soll; sei es, daß man beim Schlachten des Schweines oder beim Kalben der Kuh Hilfe gebraucht, stets menden wir sich an den Nachbarn. Man backt im Ofen des Nachbarn sein Brot; stellt ein Fuder Korn auf die freistehende Diele des Nachbarn, falls man selbst keinen Platz mehr hat; bittet den Nachbarn, weil man eine weitere Sonntagsvorstellung mit dem ganzen Haus machen will, nach dem Vieh zu sehen und es zu füttern. Namentlich unter den kleinen Leuten, unter denen gerade die alltägliche Hilfeleistung der Nachbarn mehr beanprucht wird, weil der Bauernhaushalt meist über genug eigenes Personal verfügt und auch sonst in unabhängigerer wirtschaftlicher Lage ist, findet vor allem die Wittweise dauernde und reiche Unterstützung. Fackel und Art, Mörteltopf und „Krummstock“<sup>186</sup> beim Schlachten, Sacke beim Dreschen und Kartoffelerten, der große Flecken zum „Bei- und Nachhaken“, ein Fahrrad und vieles andere wird vom Nachbarn geliehen, so oft es fehlt. Er hilft mit Stroh aus, wenn das Stroh kurz vor der Ernte ausgegangen ist. Auch Brot leiht man aus, und selbst Geld borgt man in eiligen Fällen vom Nachbarn. Namentlich unter kleineren Leuten helfen Nachbarn einander in den Zeiten eifriger landwirtschaftlicher Arbeit. Damit aber gelangen wir bereits zu den durch örtliche Sitte geforderten Nachbarnpflichten, zu dem durch festen Brauch vorgezeichneten Nachbardienst<sup>187</sup>, der durch seine selbsttätig in Aktion tretende Art nachbarlichen Gemein-sinn so überzeugend zum Ausdruck bringt.

Wo nach dem Kriege wieder regelrecht Kindtaufe gefeiert wird, muß die erste Nachbarfrau das Kind zur Kirche tragen, die übrigen Nachbarfrauen haben zu kochen und mit ihren Männern für die Vorbereitungen aller Art Sorge zu tragen. Vor allem erfordert die Hochzeit einen ausgedehnten Nachbardienst. Sämtliche Vorbereitungen liegen den Nachbarn ob. Nachbarn reinigen und schmücken das Haus. Nachbarfrauen besorgen unter Leitung der ersten Nachbarin die Küche und haben zu allen Vorräten des Hauses Zugang. Sie schälen gemeinsam die Kartoffeln, bereiten die Kost und besorgen auch das Auftragen der Speisen. Die Männer holen Bretter und Holzböcke und das Geschirr heran, das bei größeren Hochzeiten vom Wirt des Dorfes, bei kleineren aus der Nachbarschaft und Verwandschaft gesammelt wird. Sie sorgen im Einvernehmen mit dem Hoch-

<sup>186</sup> Ein gekrümmtes Stück Holz, das zum Aufhängen des Schweines benutzt wird.

<sup>187</sup> vgl. zum folgenden das Kapitel über „Hohe Zeiten der Hausgemeinschaft“, in dem manches Brauchtum schon berührt ist, das hier vom Standpunkt der Sozialform der Nachbarschaft betrachtet wird.

und Tauschen. Es wurde in anderem Zusammenhang schon erwähnt, daß Blumen für Garten und Gräber unter Nachbarn häufig ausgetauscht werden, ebenso auch Bohnen- oder Kartoffelsorten. Auch vom Obst teilt man dem Nachbarn mit, besonders dann, wenn er wenig oder diese Sorte selbst nicht besitzt. Hierbei ist es interessant zu beobachten, wie die beschenkte Hausfrau emsig bemüht ist, nach einer gleichwertigen Gegengabe zu suchen: „Wat schall ek er det denn wö wier giaben?“ (Was soll ich dir denn dafür wiedergeben?). Jedes Schenken wird eben im Grunde als Tausch angesehen. „Ma, den modd' ek ens up'n annermoal wier ümmedenken“ (Ma, dann muß ich's ein anderes Mal vergelten), sagt die Hausfrau, wenn sie im Augenblick keine entsprechende Gegengabe findet. Man will die „Einhelt des Tausches“ unbedingt herstellen.

Zu einem festen Brauch ist es geworden, sich gegenseitig von der Einschlachtung<sup>188</sup> zu bringen. Bekommen die Nachbarn nicht wie die nächsten Verwandten am Wurfstag Suppe und Fleisch von der Zunge, dem Herzen, der Leber und dem „Schmull“<sup>189</sup>, so erhalten sie wenigstens Würste, „Stippgrütze“<sup>189</sup> und einige „Wöppkenbröte“. Für die Kinder werden wohl noch kleine Würstchen beigelegt. Auch der Feuerling bringt seinem Bauern von der Einschlachtung. Da der Bauer mehrere Male im Jahr schlachtet, so ist die Gegengabe hier größer als die ursprüngliche Gabe, auf deren Gleichgewicht sonst unter sozial gleichgestellten Nachbarn peinlich gesehen wird; denn „Gerechtigkeit“ bestimmt den Verkehr der Nachbarn untereinander. In Krankheitsfällen verpflichtet Nachbarschaft zu praktischem Liebesdienst. Man bringt dem Kranken Suppe oder eingemachte Früchte, auch hält einer aus dem Nachbarhause wohl eine Nachtroche oder führt zur Apotheke.

Schon früh wächst die Jugend in den Kreis selbstgelegter Nachbarschaftspflichten hinein. Sie hat nicht nur das Verhalten der Erwachsenen stets vor Augen, sondern hat auch eigene Aufgaben im Rahmen des Nachbarschaftsdienstes. So ist es Pflicht der Nachbar-kinder, das zu einem Familienfest oder bei einem Todesfall notwendige Grün zu Girlanden und Kränzen aus dem nahen Bergwalde zu holen. Das Kranzwinden besorgen dann schulentlassene Nachbarmädchen. Die Schulkinder sorgen auch für die Zustellung der kirchlichen Blätter in der Nachbarschaft. Gelegentlich werden sie auch zum nachbarlichen Hilfsdienst der Erwachsenen herangezogen.

#### c) Die Nachbarschaft als Hilsgemeinschaft

Stets neue Bewährung findet die Nachbarschaft durch ihren immer wieder in Anspruch genommenen Hilfsdienst. Ganz automatisch

<sup>188</sup> s. oben S. 78.

<sup>189</sup> Das feste Fleisch des gekochten Schweinskopfes, das kalt gern zum „Wöppkenbrö“ (s. oben S. 78) als Aufstrich gegessen wird. „Wöppkenbrö“ und „Schmull“ gilt als Leckerbissen.

<sup>190</sup> Ein aus der Getreide unter Beimischung von Fleischstückchen und Gerstengrütze gekochter Brei, der, in großen Mengen hergestellt, meistens mitfeinmörtel als Brotzusatz beim Morgenkaffee genossen wird.

zeitweil auch für die Getränke. Sie sind am Hochzeitsstage Kellner und Speisemeister und gehen auch in anderen Arbeiten den Frauen zur Hand. Wo im Laufe des Festtages irgendetwas verlegt, da fällt es eher auf das Schuldkonto der Nachbarn als auf das des Hausherrn. Die Leitung hat überall der erste Nachbar. Ihm liegt vor allen Dingen das ehrenvolle Amt ob bei Beginn und zum Schluß des Festessens das Tischgebet zu sprechen und den Choralevers anzufangen und anzustimmen. Nicht also der Hauswirt, der mit an der Tafel sitzt, sondern der erste Nachbar leitet an solchen Tagen die Hausgemeinschaft. Er sitzt nicht mit in der Reihe der Gäste, sondern steht in der Nähe des Brautpaares, meist hinter ihm.

In der stillen selbstverständlichen Art des *T o t e n d i e n s t e s* zeigt die Nachbarschaft die vollkommenste Ausprägung ihres christlichen Gehalts. Bei Eintritt des Todes eines Gläubigen der Hausgenossenschaft wird sofort, auch nachts, die Nachbarschaft in Kenntnis gesetzt. Gleich am ersten Tage treten dann die Nachbarn zusammen. Der erste unter ihnen hat die ständes- und pfarramtliche Anmeldung des Todesfalles zu erledigen, er regelt mit dem Pfarrer und Lehrer auch Tag und Zeit der Beerdigungsfeier und bestellt das Trauergeleit. Nachbarn waschen den Toten und legen ihm das Totenhemd an. Die Totenwache<sup>288</sup> am Abend des ersten Tages nach dem Hinscheiden kommt nur Nachbarn zu. Sie beraten dann auch mit den Familienangehörigen, wer zur Beerdigung geladen werden soll und verteilen unter sich den Leichenbitterbezirk. Ist der Sarg, der oft durch den ersten Nachbarn bestellt wird, vom Tischler angefertigt, so legen die Nachbarn den Toten hinein. Zur Beerdigungsfeier haben wiederum sie alles vorzubereiten, namentlich wenn ein größeres Kaffeetrinken folgt. Die Träger des Sarges werden ebenfalls von den Nachbarn gestellt.<sup>289</sup> Am Begräbnistage selbst hat der erste Nachbar wieder allerlei besondere Obliegenheiten. Er vermittelt zu Beginn der Leichenfeier zwischen der Dieme und der Stube, in der die Trauerleute sitzen. Er geht dem Tischler zur Hand, der den Sarg schließt und die Kerzen anzündet. Er hat nach der häuslichen Feier, während man den Sarg aus dem Hause trägt, den Schulkindern ihren Großvater auszuhandeln. Der erste Nachbar hat auch bei der häuslichen Nachfeier das Tischgebet zu sprechen und das Lied anzufangen, und nur wenn Pfarrer und Lehrer der Feier beimohnen, tritt er dieses Amt ab.

Erst wenn am folgenden Tage alles wieder abgeräumt und das Trauerhaus der Tagesarbeit zurückgegeben ist, hat dieser oft über eine Woche ausgedehnte Nachbardienst sein Ende gefunden. Dieser Totendienst ist eine feste Sitte, deren Befolgung bis ins einzelne peinlich beobachtet wird. Selbst wenn das nachbarliche Verhältnis kühl ist, wird dieser Dienst unbekümmert kleiner Zwistigkeiten sorgsam ausgeführt und gilt als sittliches Gebot. Seine Pflege, die Gründung des Nachbardienstes, wäre ein Akt, der die öffentliche Dorfmeinung lebhaft beschäftigten und schwer gebremst würde. Andererseits

<sup>288</sup> f. oben S. 92.

<sup>289</sup> f. oben S. 99.

würde es als starker Eingriff in die Befugnisse der Nachbarschaft empfunden, wenn man auch nur in irgendeinem wichtigen Punkte Nachbardienste verschmähte. Vor Jahren drohte eine regelrechte Nachbarscheide zwischen zwei Säulern auszubrechen, als die Hausgenossen ihren Lote selbst gemacht und umgekehrt hatten und vorgaben, der Lote habe es selbst so gemünzt. Die Nachbarschaftsräume hier um eine zugezogene Beamtenfamilie. Die Nachbarschaftsräume gelten in gleicher Weise ohne Unterschied der sozialen Stellung.

### 3. Der dorfgemeinschaftliche Arbeitskreis

Außer den Nachbarschaftsverbänden haben bestimmte Arbeitskreise der Landwirtschaft sowohl wie der Zigarrenindustrie für unsere Dorfgemeinschaft konstitutive Bedeutung. Der Erhaltung der Lebenseinheit des Dorfganges besonders zuträglich ist die Verschränkung dieser beiden Arten von Arbeitskreisen: Leute, die einer Arbeitsgemeinschaft des industriellen Zweiges angehören, helfen zugleich die im landwirtschaftlichen Betrieb bestehenden Dauerarbeitsverbände bilden. Darin liegt ihre große soziologische Bedeutung: diese Arbeitskreise beugen einem Auseinanderklaffen der sozialen Schichten, der nur in bäuerlichem Betrieb beschäftigten und der übrigen Bauern vor. Denn wer um die bindende Kraft gemeinschaftlicher Arbeit weiß, kann die zwischenmenschlichen Wirkungen dieser Arbeitsgemeinschaften nicht hoch genug ansetzen. Denn diese zeigen keineswegs wie sonstige Arbeitsgemeinschaften nur gleiche Zielrichtung, sondern sind obendrein durch gemeinsame Erfahrungen und Erlebnisse im selben Lebensraum einer Siedlungsgemeinschaft miteinander verbunden. So zeigt der dorfgemeinschaftliche Arbeitskreis unserer Gruppe strukturelle Verwandtschaft mit der familialen Schafensgemeinschaft und führt zu strengeren Zusammenhängen innerhalb der Dorfgemeinschaft, bedeutet eine Aufspaltung der allgemeinen Dorfgemeinschaft in Arbeitskreise des Zusammengehörigkeitsgefühls der Dorfgemeinschaft zwar mit zur Voraussetzung hat, so sehr überragt jedoch die Arbeitsgemeinschaft die Dorfgemeinschaft an eigener, stärkerer Solidarität. Wir betrachten sie daher vor der Dorfgemeinschaft besonders.

a) Die Arten der größeren Arbeitsgemeinschaften

In beiden heimischen Berufszweigen unserer Gruppe, im landwirtschaftlichen wie im industriellen Betrieb, treffen wir auf mehrere innerhalb der einzelnen Dorfgemeinschaften bestehende Arbeitskreise. Zentrum eines landwirtschaftlichen Arbeitskreises ist ein Bauernhof. Die Zugehörigen dieser Arbeitsgemeinschaft sind die arbeitsfähigen Kräfte des Hofes, der Feuerlingsstätten und einer bestimmten Anzahl kleinerer Anwesen, deren Besitzer das meiste von diesem Bauern zugepachtete Land nicht selbst zu bewirtschaften ver-



mögen und daher eine Art gegenseitigen Arbeitshilfsverbandes mit ihm geschlossen haben. Diese Pächter helfen dem Bauern in Zeiten großer dringender Arbeiten in Feld und Hof und werden zu diesen Arbeiten als „Arbeitsleute“ eigens vom Bauern bestellt. Sie sind oft aus ehemaligen Feuerlingen hervorgegangen<sup>190</sup>. Diese Arbeitsverbände bestehen nicht selten über Generationen hinaus. Das Sintertreten von dem einen in einen anderen Arbeitsverband kommt aber, wenn auch selten, z. B. infolge von Zwistigkeiten, vor. Die Zeiten gemeinschaftlicher Arbeit des gesamten Arbeitsverbandes sind im allgemeinen auf die Erntezeiten beschränkt, einzelne Arbeitsleute werden auch sonst, namentlich in der Vorkriegszeit, herangezogen. Uns interessieren in erster Linie jene Zeiten, in denen der gesamte Verband zu gemeinsamem Werk aufgeboten und beisammen ist; sie bewirken, daß auch in den übrigen Zeiten diese Kreise sich zusammengehörig fühlen. Wichtig dabei ist, daß diese gemeinsame Arbeit beide Geschlechter verschiedenen Alters vereint. Auch unter den kleineren Leuten bestehen feste Arbeitshilfsverbände. Ein solcher Verband umfaßt meist den um die Mächterwohnenden erweiterten Nachbarkreis und tritt fast nur am Dreischtag, also einmal im Jahr für jede Hausgemeinschaft, in Aktion.

Die Arbeitsgemeinschaften in der industriell beschäftigten Bevölkerung werden in der Hauptsache von der Jugend im Alter zwischen Schulenausscheidung und Verheiratung gebildet. Denn vorwiegend die Jugend geht in die Zigarrenfabriken, während die Verheirateten fast ausschließlich Heimarbeit betreiben. Im Gegensatz zu den landwirtschaftlichen Arbeitskreisen sind diese Gemeinschaften täglich verjammelt und in ihrem Bestande nicht so konstant. Einmal sind die Mitglieder nur für eine beschränkte Zeit ihres Lebens, eben nur bis zur Verheiratung, Arbeitsgenossen, wenn auch hier häufig engere Beziehungen angeknüpft werden können, die für das ganze Leben weiterbestehen; sodann herrscht auch das Recht der Kündigung, das von den Arbeitern auch ausgenutzt wird. Die jugendlichen Arbeiter wechseln also die Zigarrenfabriken verschiedener Firmen. Sinnerhin bleiben sie meist jahrelang der nämlichen Arbeitsgemeinschaft treu. Während für die Mitglieder des landwirtschaftlichen Arbeitskreises in erster Linie das enge Verhältnis zwischen ihnen und den Bauern, das eben auf Gegenseitigkeit der Leistung beruht, vorwaltet, so ist für die Arbeitsgemeinschaften der Zigarrenfabriken ihre große gesellige Bedeutung wesentlich, trotzdem hier kein gemeinsames Arbeitsobjekt vorhanden ist, sondern jeder im Akkord für sich selbst arbeitet. Die Betrachtung dieser Arbeitsgemeinschaften gibt uns wertvolle Aufschlüsse über die Arbeits- und Berufsethik der unteren Schicht unserer Gruppe.

Beide, der industrielle und der landwirtschaftliche Arbeitskreis stehen in enger Wechselbeziehung. Als Kinder der unteren bäuerlichen Schicht gehören die jugendlichen Zigarrenarbeiter und -arbeiterinnen

auch einem der landwirtschaftlichen Arbeitskreise an, so daß sie, wie erwähnt, in Zeiten landwirtschaftlicher Arbeitshäufung der Zigarrenarbeit fernbleiben. In der Erntezeit liegen die Zigarrenfabriken fast still. Der Besuch der Zigarrenfabrik untersteht keinem Zwang. Die Arbeiter bleiben auch außerhalb der Erntezeit zu Haus, wie es die landwirtschaftliche Arbeit des eignen kleinen Betriebes und des ihnen zugehörigen Bauern erfordert.

#### b) Der ständige Arbeitskreis in der Landwirtschaft

In jedem der vier Dörfer unseres Gebietes bestanden soviel landwirtschaftliche Arbeitsgemeinschaften, als größere Höfe im Ort sind, also etwa in Schnathorst und Sengern je 15—20, in Holsen und Wöbberhausen je 10—12. Sind in der Erntezeit die Arbeitsleute „beisamm“, so sieht man die einzelnen Trupps frühmorgens vom Dorf aus nach den verschiedenen Richtungen in die Feldmark ziehn, die Männer mit Senen auf der Schulter, die Frauen und Mädchen mit dem Rechen. Der Bauer, die Bauernsöhne und -töchter arbeiten selbst mit. Auf dem Felde erfolgt die Arbeit unter fester Rangordnung der einzelnen Arbeitskräfte. Den Trupp der Mäher führt der Bauer selbst oder der Sohn, nach ihm folgt der erste Feuerling, die übrigen Mäher folgen nach dem Alter ihrer Zugehörigkeit zu diesem Arbeitskreis. Die Frauen und Mädchen, die sich in die beiden Gruppen der „Ausgarber“ und „Binder“ teilen, ordnen sich möglichst so den Mähern zu, daß Leute derselben Hausgemeinschaft zusammen arbeiten. Man mäht dann meist in schräger Breite über das Feld. Und während der Mäher nach Erledigung einer Schnittbreite über das Feld wieder zur anderen Seite hinüberschreitet und mit dem „Streck“<sup>191</sup> seine Sense schärft, hat die inzwißchen festgenommene Ausgarberin für die zugehörige Binderin eine Garbe („de Streckgarben“) zu binden. So arbeitet man hinter der Sense Hand in Hand. Auch wenn das Korn des Felde gemäht ist und der, der die Garben zu „Söcken“<sup>192</sup> aufzustellen hat — oft der Bauer selbst oder ein älterer der Arbeitsgemeinschaft —, noch nicht fertig ist, helfen alle mit, bis das Korn steht.

Da Männer und Frauen, Jungen und Mädchen hier bei der Arbeit zusammen sind, so gibt es allerlei Scherze und Neckereien in diesen Tagen, die dazu angetan sind, das Zusammengehörigkeitsgefühl zu stärken. In diesen Tagen gemeinsamer Arbeit, die sich bei den kurz aufeinanderfolgenden Ernten der verschiedenen Getreidearten wiederholen, wachsen die Arbeitenden jedes Jahr fester zusammen. Wenn in diesen Erntetagen auch ein ganz bestimmtes Maß an Arbeit, das man von Mähzeit zu Mähzeit abschätzt, geleistet werden muß,

<sup>191</sup> Ein kurzes Stück Holz, das oben auf beiden Seiten mit einer wehenden Reißflache versehen ist, zum „Streichen“ (Schärfen) der Sense benutzt.

<sup>192</sup> Die einzelnen Garben werden zu dachartigen „Söcken“ in Längsrichtung auf dem Felde aufgestellt. Man zählt seinen Erntetrug nach Söcken oder Stiegen.

so bleibt doch Zeit zu manchem Scherz, und fröhliches Lachen mischt sich in die klingenden Rhythmen der senfenschärfenden Mäher. Hat jemand eine Doppelähre gefunden, so steckt er sie sich an, denn sie bedeutet Glück. Hat ein Mädchen sie gefunden, wird es mit Hochzeit und Schatz geadelt. Manche sprichwörtliche Wendung wird beim Mähen aufgesprochen, wobei es ohne gelegentliche Derbeiten, die schallendes Gelächter auslösen, nicht abgeht. Hat man nur noch den letzten Zipfel des Felbes zu mähen, so wird der Sürigste, falls er den Scherz noch nicht kennt und also noch als Fremder in dieser Arbeitsgemeinschaft angesehen wird, hingeseht, um dem Sassen im Korn aufzupassen. Und tut der Mäher dann den letzten Schritt, so rufen alle: „Was up, Was up!“ — Wer die letzte Garbe bindet, heißt es, muß halb „wiegen“, mehe, wenn es gerade ein Mädchen trifft, von dem man weiß, daß es einen Schatz hat! Auch wer beim Aufhocken hüst und zum Schluß statt der beiden üblichen Garben nur noch eine findet, „muß wiegen“. Diese Neckereien sind für den Arbeitskreis von größter Bedeutung und von manchem Scherz oder „Witzel“ erzählt man sich noch nach beendeter Erntezeit. Auch wenn mittags oder abends zwei verschiedene Trupps auf dem Heimwege zusammenstreffen, tauscht man Neckereien aus, wobei oft das Zusammenhalten der einzelnen Glieder der verschiedenen Arbeitsgemeinschaften deutlich zutage tritt. Der Arbeitskreis nimmt des Mäh! stets gemeinsam ein und zwar das Frühstück und Vesperbrot im Freien; die Bäuerin bringt es meist zum Feld. Die Kost ist durchweg sehr gut, denn sie steht unter dörflicher Kontrolle. Noch heute, nach 40 Jahren, sagt man einer Bauernfamilie abfällig nach, daß sie ihren Arbeitern in der Kartoffelernte nachmittags Pflanzenmoss als Aufstrich gereicht habe. Innerhalb der Arbeitsgemeinschaft sind gewisse Verhandlungen mit Strafen belegt. So muß einer, der beim Sinaufstreichen des Getreides eine Garbe fallen läßt, „n Diter betahlen“. Wer beim Einfahren ein Ruder umwirft, dem wird angedroht, er dürfe nicht zum Blasheimer Markt, der jeden ersten Mittwoch und Donnerstag im September stattfindet und von unseren Bauern gern besucht wird. Früher war die Redensart üblich, er müsse das Erntebier begählen. Ein Erntefest wird seit Generationen nicht mehr gefeiert, was sicher aus der pietistischen Bewegung zu erklären ist.<sup>193</sup>

Außer in der Erntezeit werden die Arbeitsleute von den Bauern auch beim Heuen und Dreschen und in der Vestezeit benötigt, aber nicht in ihrer Gesamtheit. Früher, als auch in unserem Gebiet, wie überall im Ravensberger Lande, die Hausleinenindustrie blühte, wurde der Arbeitskreis auch ausgiebig zu den Arbeiten der Flachswirtschaft herangezogen. Für die Dreschzeit hat jedes Haus einen bestimmten Kreis von Hilfsleuten nötig. Meist sind es die nächsten Anwohner, die beim Dreschen, das in kleineren Betrieben auf dem Mühlplatz, in größeren auf eigener Diele mit dem „Dämpfer“ (Dampf-Dreschmaschine) geschieht, Hilfe leisten. Dabei werden die Arbeitenden

<sup>193</sup> vgl. oben S. 43.

stets auch beköstigt: gemeinsame Arbeit schließt stets auch Tischgemeinschaft ein.

Durch die Einführung der Maschine in die bäuerliche Wirtschaft, namentlich der Mähmaschine und der neuzeitlichen Dreschmaschine, wird die landwirtschaftliche Arbeitsgemeinschaft mehr und mehr zerlegt, insofern ihr gleichzeitiges Gesamtaufgebot überflüssig wird und damit ihre sozialbindende Wirkung innerhalb der Dorfgemeinschaft aufzuheben beginnt. Die Verkümmernng des dörfenössigen landwirtschaftlichen Arbeitskreises, wie er bisher bestand, wird deshalb für das Gepräge unserer Dorfgemeinschaft unter Umständen unübersehbar Folgen nach sich ziehen, weil er innerhalb der Dorfgemeinschaft der einzige Kreis ist, der Angehörige bei der sozialer Schichten zu gemeinsamer Arbeit zusammenführt.<sup>194</sup>

### c) Die Arbeitsgemeinschaft in der Zigarrenindustrie

Die Familien der Kleinbauern und Feuerlinge unseres Gebietes fanden im vorigen Jahrhundert in der Hausweberei und -weberei einen bescheidenen Nebenverdienst. Die wachsende Unrentabilität der Hausweberei aber brachte eine allmähliche Verarmung namentlich der unteren Schichten mit sich, die dann jene afseitsche Lebensstimmung und Lebenshaltung begünstigte, wie sie der Pietismus ersehen ließ. So wurde die Einführung eines neuen Industriezweiges von den Bewohnern freudig begrüßt. Während am Ende des 18. Jahrhunderts die Zigarrenindustrie bereits in den Harzgebirgen erst aus den Fuß hatte<sup>195</sup>, datieren ihre Anfänge im Ravensberger Gebiet auf den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts<sup>196</sup>. Aber erst, als die Einrichtung der Bahn Osnabrück-Söding 1855 das Gebiet einer günstigen Rohstoffzufuhr aus den holländischen Häfen erschlossen war, nahm sie einen raschen Aufschwung und drang, namentlich von Bünde her, nun auch in die Landgemeinden. Schon in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden in Schnathorst und Lengern die ersten Zigarrenfabriken in ganz kleinem Ausmaß eingerichtet, lagen dann aber wieder still. Allmählich aber setzte die Zigarrenindustrie hier festen Fuß, entwickelte sich rasch, so daß heute Nordravensberg zu dem bedeutendsten Gebiet des Bunder Zigarrenindustriegebiets gehört. In unserem Gebiet gibt es heute 13 Zigarrenfabriken, davon entfallen auf Schnathorst 6, Lengern 3, Holsen 3, Bröderhausen 1. Die Arbeiterzahl der einzelnen Fabriken schwankt zwischen 40 und 120. In jedem Falle werden aber nur 20—40 Arbeiter in den Arbeitsfäden der Fabrik beschäftigt, die übrigen betreiben Heimarbeit. Betriebs-

<sup>194</sup> s. unten S. 171.

<sup>195</sup> 1788 wurde in Hamburg die erste Zigarrenfabrik gegründet; vgl. W. Schinkel, Die wirtschaftliche Entwicklung von Stadt und Land Herford, Bünde 1936, S. 124

<sup>196</sup> vgl. Schinkel a. a. O., S. 125: 1842 wird in Herford, 1843 in Bünde die erste Zigarrenfabrik gegründet.

technisch sind die einzelnen Fabriken Zigaretten von meist in Würde befindlichen Zentralen größerer Firmen. Doch sind sie nicht von diesen Firmen erbaut, sondern Eigenunternehmungen von eingeseffenen Leuten, die dann als Besitzer der Räume, oft auch der Maschinen, der Arbeitsstätte, der Pressen und Ofen mit einem Fabrikanten einen Mietvertrag abschließen. Indem so die Betriebe unter der Leitung von ortseingeseffenen Zigarettenleitern stehen, erhalten sie eine gewisse Selbstständigkeit. Es kommt z. B. vor, daß ein Werkmeister den Vertrag kündigt, um einen Zigarettenbetrieb eines anderen Fabrikanten unter günstigeren Bedingungen für seine Arbeiter und sich in seine Räume zu übernehmen. Zwei der Zigarettenfabriken sind sogar von Bauern eingerichtet, die dann auch, wie jene anderen, von einem Ortseingeseffenen als Werkmeister geleitet werden.

Während die verarbeiteten Zigarettenarbeiter in der Mehrzahl zu Hause am „Zigarettenisch“ arbeiten, der in der Stube steht, geht die schulentlassene Jugend „zur Bude“. Auf einer „Bude“, einem kleinen, häufig im ersten Stock liegenden Arbeitsaal, stehen 3—4 Tische, die zumeist als Arbeitstische ausgebaut sind, so daß sich die Arbeiter stets gegenüber sitzen. An einem Tisch haben 6 Arbeiter Platz. Diese einzelnen Arbeitsstischgenossenschaften bleiben oft jahrelang in ihrer Zusammensetzung unverändert, so daß sich innerhalb der ganzen Budegruppe hier wieder engere Gemeinschaften herausbilden. Es wird sich zeigen, wie diese „Arbeitsstischgenossenschaft“ in bestimmter Hinsicht eine Rolle spielt. Jungen und Mädchen sitzen meist nicht getrennt. In größeren Zigarettenfabriken, in denen zwei Arbeitsräume vorhanden sind, hat man wohl eine „Jungensbude“ und „Mädchensbude“ eingerichtet. Aber auch hier läßt sich schon deshalb keine genaue Trennung der Geschlechter durchführen, weil die Lehrlinge je nach den Umständen den älteren Arbeitern unbeachtet ihres Geschlechts zugeteilt werden. Ein Knabe kann also auch zu einem einige Jahre älteren Mädchen in die Lehre kommen. Die meisten Budegruppen setzen sich daher aus Arbeitern beiderlei Geschlechts zusammen, womit eine Spannung der Geschlechter in die Arbeitsgemeinschaft der „Bude“ hineingebracht wird.

Der Arbeitsgang vollzieht sich folgendermaßen: Der in den Kellerräumen in Ballen aufbewahrte Tabak wird nach dem Anfeuchten täglich, meist frühmorgens, an die Arbeiter ausgemoggen. Die Verarbeitung erfolgt dann auf dem Tischplatze. Jeder Arbeiter hat zwei Plätze, den Wickelmacher- und Kollerplatz. Nur in dem Fall, in dem ein Arbeiter einen Lehrling als „Wickelmacher“ hat, sind beide Plätze besetzt. Das Wickelmachen besteht in dem Einwickeln des entrippten Einlageabaks in ein „Umbblatt“. Der „Koller“ rollt dann die zuvor noch in besonderen „Formen“ oder auch in „Pennalen“<sup>198</sup> gepreßten und gesformten Wickel in das zarte Deckblatt, gibt der Zigarre nach einem Maß die geforderte Länge und verklebt den spitzen Kopf, der mit einer Nulle nachgegattet wird. Die Kunst des Wickelmachens

197 „Quit“ = Mädchen.

198 Zylinderförmige Zigarettenformen.

beruht auf der richtigen Verteilung der Einlage, die des Rollens in dem spärlichen Zerschneiden des Deckblattes und dem sauberen Einrollen. Sparsamer Tabakverbrauch wird überall streng gefordert. Es ist also handwerksmäßige Arbeit, die in diesen „Fabriken“ geleistet wird. Die fertiggestellten Zigaretten werden dann täglich, meist mittags, auf mit Seilen bespannten Holzrahmen, auf denen die einzelnen Zigaretten sichtbar liegen, dem Werkmeister zur Kontrolle in der Packstube vorgelegt, wo sie dann in große Kisten verpackt werden, um mittels Wagenverkehrs der Zentrale zugumwandern<sup>199</sup>.

Abgesehen von einem Kontrollgang des Meisters oder des Fabrikanten, der in größeren Zeitabständen die Zigaretten besucht, arbeiten die Zigarettenarbeiter auf den „Buden“ ohne Aufsicht, was für die Unterhaltung und ungezwungene Beziehung zwischen ihnen ist<sup>200</sup>. Das Quantum der fertiggestellten Zigaretten steht jedem frei, nur in geschäftlichen Zeiten ist eine Höchstzahl gesetzt<sup>201</sup>. Außer in der Mittagspause, in der jeder Arbeiter nach Hause geht, ist die Arbeitsgruppe von morgens 7 oder 8 Uhr bis abends 7 oder 8 Uhr beisammen. Zum Frühstück und Nachmittagskaffee nimmt man sich Butterbrote mit. Den Kaffee bereitet man in einer oder zwei großen Kannen, die der ganzen Gruppe gehören, selbst. Am Sonnabendnachmittag arbeiten die Zigarettenarbeiter nicht auf der Fabrik sondern werden in häuslichen landwirtschaftlichen Betrieben beschäftigt.

Wir haben uns zu vergegenwärtigen, daß die sich zur Arbeit zusammensindende Gruppe wie bei dem landwirtschaftlichen Arbeitskreis so auch hier bereits vor der einigenden Wirkung des Arbeitsverbandes als Teil der Dorfjugend innerlich verbunden ist. Alle Arbeitsgenossen haben denselben landwirtschaftlichen Raum als Heimat erlebt. Sprechen denselben Dialekt, haben dieselbe Schule, denselben kirchlichen Unterricht besucht, besuchen dieselbe Kirche, sind Schul- und Spielkameraden gewesen. Daß bei diesen Voraussetzungen ein solcher Arbeitskreis besonders leicht zu fester Einheit zusammenwachsen kann, ist selbstverständlich. Die Art der Arbeit läßt eine dauernde Unterhaltung auf den Buden zu. Man unterrichtet sich also fortlaufend gegenseitig über die dörflischen Neuigkeiten, unter denen natürlich Liebesverhältnisse innerhalb der Dorfjugend einen weiten Raum einnehmen, und tauscht dabei gemeinsam seine Ansicht über dies und jenes aus. Als dauernde Eingemeinde werden wir die „Bude“ in besonderem Zusammenhang noch kennenlernen<sup>202</sup>. Man tauscht auch gegenseitig Lektüre aus. Vor allem aber steht man in der Arbeit zur-

199 Ausführliches über den Herstellungsbeitrag der Zigaretten, über Wirtschaftliches, Soziales aus der Zigarettenindustrie unseres Gebietes überhaupt, findet sich bei Schinkel a. a. O., S. 124 ff. u. 190 ff.

200 Diese günstigen Bedingungen, die für die Art des Zusammenlebens auf unseren Buden geradezu ausschlaggebend sind, bestehen z. B. in manchen südbayerischen Zigarettenfabriken nicht, hier arbeiten die Arbeiter unter ständiger Kontrolle.

201 Es herrscht „Fall“ (Stückzahl).

202 f. unten S. 144 ff.

sammen, wenn es not tut. Ist jemand am Monatsluß mit seinem Tabak für die zu liefernde Anzahl Zigarren nicht ausgekommen, so hilft ihm wohl ein bei derselben „Sorte“ beschäftigter Arbeiter, der infolge sparsameren Arbeitens Tabak entbehren kann, aus. Fehlen einem Arbeiter mittags beim „Auflegen“ einige Zigarren zu seiner üblichen Zahl, so leihst sie ihm einer, der dieselbe Sorte arbeitet. Kann jemand seine „Schuld“, jene Anzahl Zigarren, die er bis zum Monats-ersten abzuliefern gedenkt, und die bis zu einem festen Termin abgeliefert sein muß, nicht fertigstellen, weil er etwa aus dringenden Gründen plötzlich zu Hause bleiben muß, so helfen ihm Arbeitsgenossen beim Entrollen. Bei der Anschaffung von Kleidungs- und Musterverstücken herrscht, vor allen Dingen unter den Mädchen, eine Einnützigkeit, die zu denselben Farben und Mustern greift<sup>203</sup>. Die Tischgenossen einer „Bude“ halten besonders fest zusammen. Hier entrottseln sich oft herzliche Freundschaften, die für das Leben andauern und feste Wirtungsverhältnisse der durch die Verheiratung beider Freundinnen gegründeten Säuer zur Folge haben können.

Es muß immer wieder betont werden, daß häuerliche Gemeinschaft nicht mit individuumsloser Massenbindung gleichzusetzen ist. Gleiche Weltanschauung schließt bei unseren Leuten nicht seelische Gleichheit ein. Es ist also durchaus möglich und auch tatsächlich zu beobachten, daß die verschiedenen „Buden“ unserer Gruppe je nach ihrer Zusammenfassung trotz gleicher Weltanschauung ungleichen „Geist“ zeigen, da infolge der verschiedenartigen Zusammenfassung der Budengruppen aus verschiedenen Temperamenten und infolge der durch die Jugend der Mitglieder begünstigten gegenseitigen Beeinflussung sich Nuancierungen der landläufigen Lebenshaltung nach der positiven wie negativen Seite hin ergeben. So gibt es „Buden“, die im Sinne der landläufigen Anschauungen zu Zeiten einen besonders guten, und solche, die einen weniger guten Ruf genießen. Das richtet sich hauptsächlich danach, ob die Mitglieder einer Budengruppe Angehörige der kirchlichen Vereine sind. Es richtet sich auch nach dem Ruf, den die Familien im Dorfe haben, denen die einzelnen Arbeiter einer Bude zugehören. Denn es gibt ja doch in der Dorfmeinung über jede Familie eine von Generation zu Generation überlieferte Beglaubigung der ethischen Qualitäten der einzelnen Hausgemeinschaften. Daher wählen immer die nächstliegende Zigarrenfabrik. Oft wünscht auch ein Kind zu einer bestimmten, wenn auch entlegeneren Fabrik zu gehen, weil befreundete Schulkameraden dort sind. Die sich schon in der Schule anbahnenden Truppbildungen der Dorfjugend werden so für die Zusammenfassung der einzelnen Budenbelegschaften von einiger Bedeutung, wie umgekehrt die Bindungen innerhalb der Arbeitsgruppen der „Buden“ auch für die dörflichen „Trupps“, die für die Wirtschaften abends nach Feierabend, für die Mädchen eigentlich nur Sonntags eine Bedeutung haben<sup>204</sup>, Geltung besitzen. Arbeitsgenossen und Arbeits-

<sup>203</sup> vgl. unter Tracht S. 161.

<sup>204</sup> f. unten S. 127.

genossinnen sind auch meist Sonntags zusammen. Es kommt sogar vor, daß ein Mädchen, deren elterliches Haus an der Grenze liegt und zu einer Zigarrenfabrik im Nachbarort zur Arbeit geht, dann auch Sonntags mit ihren Arbeitsgenossinnen einem „Trupp“ im Jugendverband des Dorfes angehört, so daß hier sogar die Bände der Dorfgemeinschaft durch die der Arbeitsgemeinschaft durchbrochen werden.

Auch die „Bude“ hat als Gemeinschaftsgruppe ihre Gepflogenheiten und ihr Brauchtum. Zunächst gilt auch hier, wie in allen Gemeinschaftskreisen dörflicher Jugend, eine strenge Unterordnung der Jüngeren unter die Älteren. Namentlich die Lehrlinge haben „nichts zu sagen“. Alle die der Gemeinschaft als solcher zufallenden Arbeiten werden abwechselnd getan. So müssen die Fabrikräume im Winter in Wechselfolge von allen geheizt und morgens vor Anfang der Arbeitszeit die Öfen angelegt werden. Auch das Fegen sowie die Zubereitung des Kaffees wechselt um. Für den „Koller“, der einen „Wickelmacher“ als Lehrling hat, muß dieser die Pflichtarbeiten tun. Der junge Wirtische darf erst nach Beendigung seiner zweijährigen Lehrzeit im Beisein der älteren „Koller“ rauchen. Diese wichtige Angelegenheit wird oft durch einen feierlichen Akt eingeleitet. Der Lehrling muß sich, wenn er „ans Rollen kommt“, auf einen der Arbeitstische stellen, zunächst ein geistliches und ein weltliches Lied singen und sich dann eine Zigarre anzünden, die er im Beisein seiner älteren Arbeitsgenossen zum erstenmal rauchen darf.

Mädchen, die an einem Arbeitstisch sitzen, beschenken sich häufig an Geburstagen mit Blumen, kleinen Deckchen oder Vasen. Heiratet jemand von der Arbeitstischgenossenschaft, so werden alle zur Hochzeit geladen. Als Ganzes tritt die Budengruppe nach außen in die Erscheinung, wenn jemand aus der Gemeinschaft stirbt. Dann verlangt es die Sitte, in das Kreisblatt eine Todesanzeige zu setzen. Die ganze Gruppe beteiligt sich an der Leichenfeier, zwei von ihnen tragen einen gestifteten Kranz. Man bildet auch wohl einen Singschor, der am Sarge ein Lied singt.

Sehr beliebt ist es, von Besuchern der „Bude“ eine Geldspende zu erhandeln, die dann in eine gemeinsame Kasse wandert oder aber sofort in Schnaps oder Süßigkeiten umgesetzt wird. Was hier von der Gruppe ausgeführt und der Stärkung des Gemeinschaftsbewußtseins dient, würde dem einzelnen leicht den Ruf des „Schlickerns“ eintragen. Jeder Hausierer, der etwa Manufakturwaren auf der Fabrik verkauft hat, „muß einen ausgeben“ und einige Mark spendieren. Kam früher ein Angehöriger einer verzogenen Familie in seine Heimat zu Besuch und ging auf eine „Bude“, so wurden ihm die Stiefel geputzt, was ebenfalls eine Geldspende kostete. Heute noch ergeht es manchem Hochzeitsbitter so, der Arbeiter der „Bude“ zur Hochzeit laden muß. Beim Schuhputzen wird folgender Vers gesprochen:

Mit Vernunft und mit Verstand

Putz ich diesem Herrn (diesem Mädchen) die Stiefel blank.

Es geschieht nicht aus Haß und Meid,

Sondern aus Liebe und Freundschaft (auch: Ehrbarkeit).

Es geschieht nicht, um Geld zu verdienen, sondern, diesen Herrschaften ein kleines Trinkgeld zu spendieren, mit einem Liter Bier und Branntwein, damit kann er erlöset sein.

Nach von einem vorüberfahrenden Hochzeitswagen erzwingt man gelegentlich durch Sperrung der Straße eine Spende<sup>205</sup>. Die Geldspende in ihrem Brauch des „Löffens“ wie in diesem des „Schattens“ bedeutet jedesmal einen Zoll an die Gemeinschaft; dort an die Gemeinshaft, in die der Fremde eindringt, hier an die Gemeinshaft der Dorfjugend, der das Brautpaar bisher angehört. Erfolgreiches „Schattens“ ist nur in Siedlungsgebieten möglich, deren Vergesellschaftungsart die der Gemeinshaft ist, nur hier wird die Berechtigung dieses Brauchs anerkannt, und nur hier wird er durch eine „Antrouff“ respektiert.

Von dem verhältnismäßig guten Einnahmen zwischen Meister und Arbeitern der „Bude“ spricht auch die Sitte, daß sie ihm in der Zeit der Kartoffelernte die Kartoffeln, die jeder Meister nebenbei selbst anbaut, ausgraben. Es gibt dann nachmittags Kaffee und Kuchen, manchmal abends auch ein Gäßchen Bier, so daß dann auf der Bude ein frohliches Treiben herrscht. Manche „Buden“, deren Arbeitsgruppe zum großen Teil in der heutigen religiösen Gemeinschaftsbewegung<sup>206</sup> stehen, lehnen jedoch Alkohol ab.

Ein Streiflicht auf die Arbeitsethik dieser Arbeitsgemeinschaften wirft folgender Brauch: Wer am letzten Arbeitstag im alten Jahr als letzter auf der Fabrik erscheint, wird mit lautem „S-a!“ begrüßt, er ist der „Esel“. Ebenso ist der, der als letzter am ersten Arbeitstag im neuen Jahr erscheint, Gegenstand des Spottes, er ist zum Esel der „Treiber“. Denn man ist bis zuletzt fleißig, und wer am ersten Tage im neuen Jahr spät aufsteht — das ist die Meinung —, der schafft im ganzen Jahr nicht viel. Steht der letzte allzu spät auf, so machen sich die Burschen wohl mit einer Leiter als Tragbähre zu seiner Wohnung auf den Weg, um den Sangschläfer zu holen.

Die Budengruppe ist Träger eines bestimmten Berufsethos, das stark durch die Art ihrer Arbeitsgemeinschaft bedingt ist. Für jeden Arbeiter der „Bude“ gilt es, fremde und eigene Interessen in Einklang zu bringen, der Forderung guter Qualitätsarbeit bei sparsamem Sabakoverbrauch zu genügen und dabei doch ein möglichst hohes Quantum an Arbeitsleistung zu erzielen, denn die Arbeit steht im Akkordlohn. Die Erfüllung beider Forderungen untersteht für den einzelnen der Kontrolle seiner Mitarbeiter. Gewissenhafte und fleißige Arbeit ist hier somit nicht nur abhängig von der Zufriedenheit über die Arbeitsleistung und der Freude am Gewinn, sondern auch von den Forderungen der Gemeinschaft als solcher. Diese Abhängigkeit von der Gemeinschaft wird stark empfunden, da sich die Prämierung durch die Gruppe bis auf die Chancen einer guten Heirat auswirkt. Wirtschaftliches Fortkommen, das qualifizierten Arbeitern in Aussicht steht,

<sup>205</sup> vgl. oben S. 88.

<sup>206</sup> f. unten S. 167, 172; vgl. S. 130.

ist Maßstab für die ethische Einschätzung seitens der Arbeits- und Dorfgemeinshaft. Diese Einschätzung aber basiert auf einer religiösen Arbeits- und Berufsethik. Es ist pietistische Berufsauffassung, Bewahrung am Berufserfolg zu messen. Das sittliche Arbeitsideal unserer industriellen Arbeitsgemeinschaften ist also nur ein Auschnitt der allgemeinen ethischen Arbeitsmaximen der pietistischen Bevölkerung insgesamt. Und so wichtig jene oben angeführten soziologischen Bedingungen sind, so können sie nur deshalb so bestimmend wirken, weil die Ethik jedes einzelnen derselben religiösen Anschauungswelt entspringt. Ethische Handlung, treue Berufserfüllung ist Gott wohlgefällig. Die durch den Pietismus begünstigte zeitliche Lebenshaltung und das Streben nach treuer Pflichterfüllung haben bereits vor der Einführung der Zigarrenindustrie unter den Feuerlingen einen überraschenden wirtschaftlichen Fortschritt gezeitigt. Feuerlinge sind oft durch ein müßiges Sparsystem zu kleinen eigenen Betrieben gekommen. Auch die heutigen Zigarrenarbeiter streben unter Steigerung der Arbeitsintensität und Einschränkung der äußeren Lebenshaltung nach Eigenbesitz. Der religiös fundierte Gedanke, zur Arbeit verpflichtet zu sein, verbunden mit strenger Wirtschaftlichkeit und absichtlicher Lebensführung, der durch den Pietismus gefördert wurde, bietet nach Max Weber<sup>207</sup> kapitalistischen Unternehmungen die „günstigsten Chancen wirtschaftlicher Erziehung“ und erzeugt große „Arbeitswilligkeit“.

Arbeit ist „Beruf“, hat Selbstzweck und ist gottgemollt. Trägheit und Faulheit sind keineswegs ethisch indifferent. Auch die Neigung zu religiösen Kontemplationen wird nicht selten als bedenklich abgekan. Namentlich gegen Laienprediger der in jüngster Zeit sich regenden christlichen „Gemeinschaftsbewegung“<sup>208</sup> wendet man oft ein: „Hät schöll man laimer arbeiten“ (Er sollte nur lieber arbeiten). Hier spielt allerdings auch der Gedanke mit, daß es innerhalb der von Gott gesetzten sozialen Ordnung<sup>209</sup> auch einen eigenen Predigerstand gibt, gegen den der Laienprediger verstoßt. Berufswechsel erscheint häufig bedenklich als ein Sündlichstückenwollen in die gegebenen Verhältnisse und bedeutet, wenn er öfter erfolgt, einen Mistrich in der ethischen Einschätzung. Als Gott wohlgefällig jedoch erscheint ein Aufgeben des Berufs, wenn man als Diakon oder Schwesler gewissermaßen in „Seinen Dienst“ tritt. Es wird leicht übersehen, daß der Lehrer, wenigstens in unseren Dörfern, seine neben dem Pfarrer so geachtete Stellung nicht so sehr seinem Lehrberuf im allgemeinen als vielmehr seiner religiösen Unterweisung insbesondere verdankt<sup>210</sup>.

Dadurch, daß ein Fabrikant mit seinen Arbeitsfilialen diejenigen Dörfer Nordhavensbergs, wo dieser Geist der Berufsauffassung noch am wirksamsten ist, bevorzugt, werden diese Chancen vom kapitalistischen Unternehmertum ausgenutzt, ohne daß man sich dessen bewußt wäre, daß hier die Qualifiziertheit der Arbeiter, wie auch die verhältnismä-

<sup>207</sup> a. a. O., S. 47.

<sup>210</sup> f. unten S. 158.

<sup>208</sup> f. unten S. 172.

<sup>209</sup> vgl. oben S. 75.

mäßig große „Arbeitswilligkeit“ folgen einer pietistisch orientierten Ethik sind. Dabei ist aber noch eins zu bemerken. Max Weber stellt diesem „arbeitswilligen“ Typ jenen gegenüber, dem Beruf nicht Selbstzweck ist, dem es weniger auf wirtschaftlichen Aufstieg und Mehrverdienst ankommt, als auf Gleichmäßigkeit der Deckung traditioneller Bedürfnisse<sup>211</sup>, und nennt dieses Verhalten „Traditionalismus“. In gewissem Sinne ist die Berufs- und Arbeitsethik unseres Zigarrenarbeiters zugleich auch „traditionalistisch“. Da die ständische Gliederung als Ausfluß göttlicher Weltordnung gilt, so steckt sich der einzelne das Ziel seines wirtschaftlichen Fortkommens selten weiter, als es der traditionelle Rahmen des Standes, der allerdings das Eigenheim mit einschließt, verlangt. Die Zigarrenarbeiter, die sich durch Errichtung eines Hauses, auf dem oft eine nicht geringe Schuld lastet, die Grenze ihrer wirtschaftlichen Lebensleistung gezogen haben und nun weniger Lohnerrhöhung als regelmäßige Arbeitsverhältnisse und Befriedigung der in diesem gesteckten Rahmen erforderlichen Bedürfnisse münzlichen, setzen durch ihre „Arbeitswilligkeit“ der organisatorischen Arbeit der gewerkschaftlichen Agenten die größten Hemmnisse entgegen<sup>212</sup>. Bezog sich aber oben jene Arbeitswilligkeit, von der Max Weber spricht, mehr auf die Beweglichkeit, die Anpassung an wirtschaftliche Neuerungen und Umstellungen, so ist unter dieser Arbeitswilligkeit vor allem ein Sichgenügen an den Lohnbedingungen zu verstehen. Diese Arbeitswilligkeit kommt für die Zigarrenindustrie weit mehr in Frage, da große wirtschaftliche Umstellungen im Betriebe unserer Zigarrenfabriken bisher kaum nötig waren.

Trotz des heute noch spürbaren alzeitlichen Grundzugs der Lebenshaltung unserer Leute, der in den Jahren der Einführung der Zigarrenindustrie infolge der noch lebendigen pietistischen Bewegung noch stärker war, sah man wie heute so auch schon damals in der Zigarrenindustrie wie auch im Tabakgenuß nichts Sündhaftes. Viel mehr erkennt man bei gegebenen Gelegenheiten die Einführung der Zigarrenindustrie als gütige Göttergung dankbar an. Hier zeigt sich die in protestantischer Ethik wichtige Inbeziehungsetzung von Nützlichkeit und Göttergütigkeit von Berufsgenossen<sup>213</sup>.

Diese kurzen Bemerkungen zur Arbeits- und Berufsethik machen eins deutlich: wie sehr Qualitäten einer Volksgruppe, wie Fleiß, Sparsamkeit, Genügsamkeit usw. mit dem ganzen Komplex ihrer ethischen Maximen religiös bedingt sein können. Erst die konfessionelle Zugehörigkeit einer Gruppe und weiter die geschichtliche Folge bestimmter Formigkeitsarten innerhalb dieser Konfession erklären die ethische Haltung einer Volksgruppe<sup>214</sup>. Untersuchungen über

<sup>211</sup> Max Weber a. a. O., S. 44.

<sup>212</sup> Die Zigarrenarbeiter sind sonst meist im „Christlichen Arbeiterverband“ organisiert.

<sup>213</sup> vgl. dazu Max Weber a. a. O., S. 175.

<sup>214</sup> Interessante Einblicke liefern in dieser Hinsicht die illustrierten Aus-

andere Gegenden mit anderer Formigkeitsgeschichtlicher, namentlich auch katholischer Vergangenheit, dürften zu anderen Ergebnissen gelangen und manche Variationen und Gegenfaktlichkeiten zu dem hier Besagten zeigen. Auch diese Überlegungen sollten zur größten Vorsicht gegenüber Konstruktionen eines einseitig klammes- und raffemäßig festgelegten Stereotypen „Volkscharakters“<sup>215</sup> stimmen.

#### 4. Die Dorfgemeinschaft<sup>216</sup>

Hausgemeinschaft, Nachbarschaft und Arbeitskreis fördern gemeinsam die zwischenmenschlichen Beziehungen innerhalb der Dorfgemeinschaft und zwar um so intensiver, je kraftvoller ihr Eigenleben ist. Aber auch die Dorfgemeinschaft selbst ist, dank der durch raumzeitliches Beifammensein bedingten dauernden Wechselwirkung ihrer Träger, die nicht im soziologischen Rahmen der Nachbarschaft und des dorfgemeinschaftlichen Arbeitskreises zu verlaufen braucht, eine Zusammenfassung eigener Ranges. Unmittelbarkeit der Wechselwirkung und räumliche Nähe bilden die Voraussetzungen für den Dorfverband als empirisch-personale Lebensgemeinschaft. Sie in dem lebendigen Sittens- und Herfluten ihres Seins schaubar und durch eine Ausdeutung ihrer sittenmäßigen Normen und ihres Brauchtums — oft in alltäglicher Unschönbarkeit am sprechendsten — lebendig werden zu lassen, um sie gleichzeitig als sittliche soziologische Lebensform zu charakterisieren, hat die Betrachtung des einzelnen Ortsverbandes unseres Gebietes als Dorfgemeinschaft zum Ziel.

##### a) Das Dorf

Der natürlich gegebene Lebensraum weist für das dörfliche Gemeinheitsleben unseres Gebietes durch seine Siedlungsart besonders günstige Bedingungen auf. Alle vier Ortstypen Schnatthorst, Zengern, Holsen und Bröderhausen zeigen vornehmlich geschlossene Siedlung. Zwar gehören zu einem als Hausendorf charakterisierten Kern Streusiedlungen der Umgebung, doch sind auch sie zu kleineren Gruppen geordnet, die unter sich wieder unter besonderem Namen eine gewisse, wenn auch sehr beschränkte Selbständigkeit führen und gelegentlich, namentlich unter der Jugend, sich in gewissen Gegenlatz zum „Dorf“ setzen. Abgesehen von den Berganwohnern, die in Schnatthorst wie in Holsen die „Höbergischen“ genannt werden, liegen diese Siedlungsgruppen in einiger Entfernung vom Kern an den von ihm ausgehenden Straßen. Die neueren Siedlungen begleiten diese Straßen nicht selten in Zeilendorfart unter dem Namen „Strang“ auf weite

führungen Max Webers „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ a. a. O., S. 1 ff.

<sup>215</sup> vgl. S. 4, 8, 48.

<sup>216</sup> Bereits erwähnte Dinge, die die dorfgemeinschaftliche Bindung zeigen, sind hier heranzuziehen; i. S. 59 ff., 61 ff., 65, 68 ff., 74 ff., 77, 79, 83, 86 ff., 94 ff., 103, 106, 110.

Strecken. So hat Schnathorst den „Struckhof“ mit dem „Schmatorfster Holz“, die „Schnecke“ und die „Steinbude“ als vorgelagerte Siedlungen; Lengern das „Lengerner Holz“, „Suchzen“ und den „Sassenbusch“; Bröderhausen „Großenberken“; und Holfen, dessen Kern in die beiden Häften „Getten“ und „Magern“-Holfen zerfällt, hat „Kümmendingen“ und das „Bruch“. Keine dieser kleineren Siedlungsgruppen hat eine eigene Schule, oft nicht einmal einen Kolonialwarenladen oder eine Zigarrenfabrik, so daß sie zu einer größeren Selbständigkeit bisher nicht gelangten. Die verhältnismäßig dichte Bevölkerung und ihre räumliche Enge sowohl im Kern jeder Ortschaft wie in den vorgelagerten Siedlungen liefern auch die Voraussetzungen für ein besonders reges Beziehungsleben. Denn viel mehr als in Gebieten ausgesprochener Einzelsiedlung, wo selbst die Nachbarhäuser oft weit entfernt liegen, gehen hier die Beziehungen von Haus zu Haus über den Rahmen der Nachbarschaft hinaus. Da für den bäuerlichen Menschen Dorf oder Bauerschaft im großen und ganzen den einzigen Erlebnisraum darstellt, so verbreitert sich dieser naturgemäß bei vorherrschender Dorfsiedlung gegenüber Distrikten mit ausgesprochener Einzelsiedlung. Soweit es sich um soziale Prozesse handelt, bedeutet das eine wesentliche Bereicherung des gesamten sozialen Lebens. Besonders für das Leben der Dorfjugend bietet das geschlossene Dorf, wie es sich bei uns findet, günstigere Bedingungen für Gruppierungen und gemeinsame Aktionen<sup>27</sup>. Die geschlossene Siedlung mit Dorfmittelpunkt, mit der Schule im Ort, dem Friedhof und sonstigen festen Punkten vermittelte auch viel einprägsamer das Zugehörigkeitsbewußtsein eines jeden Bewohners zu diesem seinem Dorf. Weniger für ein mehr oder minder entwickeltes Heimatgefühl und den Grad der Heimatliebe, wohl aber für die Intimität zwischenmenschlicher Beziehungen übt daher geschlossene Siedlungsform einen fördernden Einfluß aus.

Die Zusammengehörigkeit der einzelnen Hausgemeinschaften zum Ganzen des Dorfes findet offensichtlich Niedererschlag in der fortlaufenden Durchzählung der Hausnummern. Nicht kreuzweise oder siedlungsgruppenweise ordnen sich die Hausnummern, sondern die Reihe von Nr. 1 an kündigt in fortlaufender Folge, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, das relative Alter der Besitzungen innerhalb des Dorfsverbandes. übrigeren gehört es mit zu den Voraussetzungen echt dörflichen Gemeinschaftslebens, daß jeder, wie er über die Verhältnisse einer jeden Hausgemeinschaft Bescheid weiß, auch die Hausnummern der einzelnen Siedlungen nennen kann. Früher hatten die Kinder in Schnathorst sogar einen Hausnummernverzeichnis, der allerdings in der bloßen Vreinanderreihung der Nummern mit den zugehörigen Hofnamen bestand und wie eine Art Regitativ gesungen wurde:

Eins — Obermeyer; zwei — Niederemeyer;  
Drei — Struckmeyer . . . usw.

Auch die Aufteilung der Dorfflur ist jedem bekannt. Dadurch, daß die Angehörigen der einzelnen landwirtschaftlichen Arbeitskreise im Laufe der Jahre jedes Ackerstück dem ihnen zugehörigen Bauern aufsuchen, wird selbst den Zigarrenarbeitern die Fluraufteilung geläufig. Seit der Werkhoppelung, die vor dem Kriege einsetzte und in Bröderhausen erst kürzlich beendet wurde, gibt es keinen Gemeindefest mehr. Bräuche, die auf alte Genossenschaftswirtschaft hinarbeiten, werden aber noch beobachtet. So ist jeder Graswuchs auf Wiesen und Wegen im Herbst Gemeingut, das Säen des Viehs darf dann überall erfolgen, falls der Besitzer es nicht ausdrücklich durch eine auf einen Stab gesteckte Strohrippe, „Weip“ genannt, verbietet. Ein „Weip“ wird stets respektiert. Auch der Bergwaid auf dem Südhang des Wiehengebirges, der an die einzelnen Stätten unseres Kirchspiels als Sondereigentum aufgeteilt ist<sup>28</sup>, ist mit seinem Abfallholz Gemeingut. Namentlich in den Jahren des Kohlenmangels zogen die Kinder des Dorfes in Scharen in den Wald, um Holz zu sammeln. Ebenso dürfen die Vieckbeeren, die im Bergwalde wachsen, wie natürlich alle Beeren in der Flur, frei gepflückt werden. In der Erntezeit stehen alle geschnittenen Getreidefelder, wenn sie „begehbar“<sup>29</sup>, d. h. die beim Binden der Garben liegende Ebenen flach mit der „Großen Harke“ oder der „Sungenharke“ zusammengeharkt sind, den Dorfkindern zum „Sangensuchen“ offen. Dabei entspinnt sich unter der Dorfjugend oft ein großes Wettstreben, und in den Kriegsjahren gab es Kinder, meist aus Häusern der unteren Schicht, die über hundert „Sangen“ gesammelt hatten. Eine „Sange“ umfaßt soviel Halme, wie eine Hand zu halten vermag.

Abgesehen von der Tatsache, daß ein geschlossenes Dorf als räumlich sachliche Gegebenheit bäuerliches Gemeinschaftsleben, soweit es über Hausgemeinschaft und Nachbarschaft hinausgreift, stützt und fördert, mehrten sich in geschlossener Siedlung auch jene festen Orte, die als „Drehungspunkte“<sup>30</sup> des Gruppenlebens einer Dorfgemeinschaft gelten können. Solche aus dem System der dörflichen Behausungen hervorgehobenen Gebäude, die als besondere Kreuzungs- und Kristallisationspunkte sozialen Lebens hervortreten, sind bei uns Mühle, Schmiede, Wirtshaus und Schule. Sie sind Umschlagplätze für dörfliche Beweglichkeiten, Stätten des Gesprächs zwischen den Dorfbewohnern, die entfernter wohnen und sich daher seltener sprechen, Sitzungsräume für Dorfpolitik und schließlich Orte für Gelegenheitskäufe oder sonstige Abmachungen.

Die Mühle gehört zu den ältesten Gewerbebetrieben im Dorf, und da sich die Anlage eines eignen Mehls- und Schrotgangs in unserm Gebiet nicht einmal für den Bauern lohnt, so wird sie ihren Platz im Dorfbild so lange bewahren und auch so lange ihre wichtige soziologische Rolle spielen, als unsere Leute Korn zur Brot- und Schrotsherstellung anbauen. Noch sind sämtliche Mühlen unseres Bezirks keine Handelsmühlen, sondern mahlen im Auftrage der Dorf-

genossenschaft. Sie werden nicht als Fremdkörper im Dorfgangen empfunden, da sie in Händen ortseingewohnter Familien liegen, gar oft von Bauern selbst angelegt sind und, wenn nicht von ihnen selbst, so doch von ihrem Pächter in Betrieb gehalten werden. Da auch die untere Schicht der Dorfbewohner Körnerfrucht anbaut, so hat jedes Haus mit der Mühle zu tun. In erster Linie wird sie natürlich von Bauern aufgesucht. Wenn die Kornvorräte in den Häusern der unteren Schicht erschöpft sind, so ist man auch hier weiter auf die Mühle angewiesen, da für die Fütterung der Haustiere, der Schweine, Ziegen, des Gesüßels, oft auch der Kuh, dann Schrot und Futter aus der Mühle gekauft wird. Für diese Fälle deckt sich jede Dorfmitte bei uns mit Mehlvorräten als Handelsgut ein. Für das Zermahlen erhält der Müller vom Mehl einen gewissen Satz, „Matten“ genannt, der als „Mattenstroh“ an die untere Schicht verkauft wird. In der Mühle ist infolge der verhältnismäßig dichten Bevölkerung stets Verkehr. Hier treffen sich viele erwachsene Dorfbewohner im Lauf des Tages, wenn auch aus Häusern der Zigarrenarbeiter häufig die Kinder die Besorgung des Mehls oder des Schrottes zu erlebigen haben. Schon das bloße Sichwiedersehen, der gegenseitige Gruß verbindet hier stets aufs neue. Häufig aber wird hier zur kürzeren oder längeren Unterhaltung verweilt. Und nicht selten leitet jemand die Erzählung einer Dorfneuigkeit ein: „Ach, es was äärßen in're Müalen . . .“ (Ach, ich war vorhin in der Mühle . . .). Da alle Dorfbewohner, mit Ausnahme der Hof- und größeren Kubbauern, auf dem Mühlplatz ihre Getreide-ernte abrefscheln, so kommen hier zur Erntezeit auch die einzelnen Arbeitskreise der kleinen Leute zusammen. Wie sehr die Dorfmitte als Angelegenheit der Dorfgemeinschaft empfunden wird, zeigt ein Bericht über ihre Einweihung in Solßen aus den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts:

Eine festere, hoffentlich nicht ohne Segen gebührende Feier konnte die Gemeinde am 13. Sonntage nach Trinitatis — 18. September — (1859) be-  
ein und richtete großen Schaden an, obgleich der Strahl nicht zündete. Selbst  
einige Menschen wurden stark beschädigt, aber keine getötet. Das war eine  
mächtige Gottespredigt, mächtiger als die, welche eine Stunde früher — das  
war Freitag und Festungstagesdienst — im Gotteshause erschollen. Als nun die  
Windmühle unter Gottes Schutz glücklich wieder hergestellt war, da suchte sich  
der Eigenhümer derselben — Kottmeier Nr. 64 — in Gemeinshaft mit seinem  
Pastor gedungen, die Gemeinde zur Theilnahme an der Einweihung des also  
wieder hergestellten Werkes einzuladen. So wurde denn unter Gebet, Predigt  
und Gesang (welche durch dieposaunen von Schnathorst und Gollenberg be-  
gleitet wurden) unter Gottes freiem Himmel an genanntem Tage die Wind-  
mühle zum neuen, Gott wohlgefälligen Gebrauch im Besitze einer großen  
Menschenzahl feierlich eingeweiht.

Auch die Schmiede ist stets eine für das soziale Leben des Dorfs wichtige Stätte gewesen. Sie wird in unserm Gebiet stets neben bäuerlicher Arbeit im Nebenberuf betrieben. Der Schmied ist also ganz und gar mit der Dorfgemeinschaft ver wachsen. Zu gewerb-

lichen Zwecken ist und wird sie zwar in erster Linie von den eigent-  
lichen Bauern aufgesucht, sei es, daß ein Ackergerät ausgebessert, ein  
Ackerwagen bereift oder ein Pferd beschlagen werden soll. Immerhin  
hat auch der „kleine Mann“ gelegentlich in der Schmiede zu tun, und  
sei es nur, um dort seine Spaten, Beile usw. auf dem großen, in der  
Schmiede stehenden Schleifstein zu schärfen. Darüber hinaus aber ist  
der Schmiederaum ein Ort geselliger Unterhaltung. Besonders in der  
Zeit vor dem Kriege, als der Besuch des Wirtshauses noch mehr als  
heute für den Ruf eines Dorfgewossen nicht ganz ungefährlich war,  
fanden sich in der Schmiede jene zusammen, die bei geselliger Unter-  
haltung gern einen Tropfen tranken. Hier wurde auch vielfach über  
kommunale Angelegenheiten politiziert. Durch ihren Nikolauscharak-  
ter kam eine Schmiede nicht selten in Verruf und zwar nicht nur  
in unserem Gebiet, sondern auch nördlich des Gebirges. Heute ist der  
Ort der ortspolitischen Diskussion häufiger als die Schmiede die  
Wirtsstube, immerhin hat die Schmiede ihre Bedeutung noch nicht  
ganz eingebüßt. Aber der Besuch zu gewerblichen Zwecken ist heute  
geringer, weil es die Schmiede nicht verstanden haben, sich der maschi-  
nellen bäuerlichen Bewirtschaftung anzupassen. Der Vertrieb und  
auch damit die Reparatur der landwirtschaftlichen Maschinen liegen  
im ganzen Bezirk nirgends in der Hand eines der alten Dorfschmiede.

Ein ausgeprägteres Wirtshausleben gibt es in unserm  
Gebiete nicht. Das hängt mit der pietistischen Anschauung zusammen.  
In unserm Kirchspiel, in dem man vor der Erntezeit  
nach dem Bericht der hiesigen Chronik dem Alkoholgenuß sehr er-  
starke Enthaltensamkeitbewegung etc. Bis heute ist, wenn auch nicht  
ein gelegentlicher, immerhin doch ein regelmässiger Wirtshausbesuch  
verpönt und in der Anschauung der Leute sittlich verwerflich. Einzelne  
Dorfbewohner genießen wegen ihres häufigen Wirtshausbesuchs  
einen sehr zweifelhaften Ruf. Trotzdem treffen sich unsere Dorf-  
bewohner häufig im Wirtshaus, weil es gleichzeitig auch Kaufladen  
ist. Wirtsstube, Kolonialwaren-, Eisen- und Holzladen sind häufig  
in einem Gebäude vereinigt. Auch als Steuerhebelokal dient die  
Wirtsstube. Sonntags wird das Wirtshaus im Dorf nur von einem  
Teil der Dorfjugend aufgesucht, von den Älteren überhaupt nicht oder  
doch ganz selten.

Wie in Schnathorst die Kirche, so beherrscht in den anderen  
Dörfern die Schule mit ihrem Glockenturm das Dorfbild. Sie hat  
in unseren Dörfern eine weit zentralere Bedeutung als in der Stadt.  
Gerade durch die Schär der dieselbe Schule besuchenden Dorfjugend  
werden unzählig viele Beziehungen zwischen den einzelnen Häusern  
des Dorfes vermittelt. Außerdem ist die Schule fast mehr noch als die  
Wirtsstube Versammlungs- und Beratungsort in kommunalen An-  
gelegenheiten. Über ihren pädagogischen Zweck hinaus hat die Dorf-  
schule ferner eine soziale Bedeutung, von der an anderer Stelle zu  
sprechen ist etc.